Die KZ-Gedenkstätte und das Zeitgeschichte Museum Ebensee
werden gefördert von

ÖSTERREICHISCHE LOTTERIEN

Impressum:

betrifft widerstand
Herausgeber: Verein Zeitgeschichte Museum und
KZ- Gedenkstätte Ebensee
F.d.I.v.: Dr. Wolfgang Quatember,
Kirchengasse 5, A-4802 Ebensee
Tel.: 06133/5601 Fax: 06133/5601-4
E-mail: museum@utanet.at
Homepage: www.ebensee.org

Die letzten Zeitschriften sind auf unserer Internet Homepage abrufbar: http://www.ebensee.org

Layout-Konzept: Gerhard Carl Moser

Coverfoto: Teilansicht KZ-Friedhof, ZGM

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Herausgeber übereinstimmen.

Die Zeitschrift des Vereines behandelt zeitgeschichtliche und gesellschaftspolitische Inhalte und beabsichtigt die Förderung demokratischen Bewusstseins.

Jahresabo für 2 Ausgaben, Folder und sonstige Aussendungen des Vereines: € 15,--
Einzelpreis: € 3,60,--
Kontonummer: OBERBANK EBENSEE
181-0057/45 BLZ 15061
IBAN AT561506100181005745
BIC OBKLAT2L
Der Verein gehört dem begünstigten Empfängerkreis gem. §4 Abs. 4Z5 lit e EStG 1988 an.

Leserbriefe und Beiträge senden Sie bitte an oben stehende Redaktionsadresse.

Wilk-Druck Bad Ischl

Editorial

Erneut scheint die Republik Österreich im Begriff zu sein, eine einmalige Chance hinsichtlich der Etablierung eines Zentrums für die Shoa-Forschung in Wien zu verspielen. Gemeint ist das geplante „Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien".

In seinem Vermächtnis hatte Simon Wiesenthal den Wunsch geäußert, sein umfangreicher, in über 50 Jahren zusammengetragener Archivbestand, möge in Wien bleiben und mit entsprechenden Rahmenbedingungen wie Ausstellungen, Forschung und Wissensvermittlung ausgestattet werden. Um Wiesenthals Wunsch in die Realität umzusetzen wurde im Juni 2005 ein aus Österreichs Historikerelite bestehender Trägerverein gegründet, dem darüber hinaus zahlreiche namhafte Organisationen, Institute, Forschungseinrichtungen, die Israelitische Kultusgemeinde Wien und das Jüdische Museum angehören. Univ.Prof. Dr. Anton Pelinka hat den Vorstandsvorsitz inne.
Das im Jänner dieses Jahres von einer 26-köpfigen Arbeitsgruppe der Öffentlichkeit präsentierte Konzept für das „Wiesenthal Institut" orientiert sich an weltweit renommierten Einrichtungen in Israel und den USA. Standort des geplanten Shoa-Zentrums soll ein im Eigentum der Israelitischen Kultusgemeinde stehendes Gebäude an der Ecke Rabensteig- Seitenstettengasse im Herzen des bis 1938 mit jüdischem Leben erfüllten Stadtteil von Wien sein.

Kostenschätzungen wurden 2005 bereits der Gemeinde Wien und dem Bundeskanzler übermittelt. So soll die Gebäudeadaptierung mit Forschungs-, Dokumentions-, Vermittlungsbereichen sowie Archiv und Bibliothek rund knapp mehr als 14 Millionen Euro betragen. Der ab 2009/10 geplante Vollbetrieb müsste jährlich mit 2,5 Millionen Euro subventioniert werden.

Nun hat Bürgermeister Häupel seitens der Gemeinde Wien bereits die Hälfte der Projektkosten zugesagt. Wie den Medien zu entnehmen ist, soll jedoch eine Förderung seitens der Bundesregierung in Ansätzen stecken geblieben sein. Es hat den Anschein, dass alle wichtigen Projekte, die nicht von der Regierung selbst vorgeschlagen werden, bewusst in den Mühlen der Bürokratie zermahlt werden. Was am Ende herauskommen könnte, ist ein Variante, die Simon Wiesenthal niemals gewollt hätte – eine bloße Verwahrung seines Archivs, ohne Forschung, ohne Lehre, Vermittlung und ohne Dokumentation. Das wäre eine typisch österreichische Lösung, die nicht den Mut zur Umsetzung wirklich wichtiger Projekte aufbringt. Dann ist es besser, Simon Wiesenthals Archiv übersiedelt nach Israel oder ins Wiesenthal Center nach Los Angeles, wo die Kleinkariertheit und das Heischen nach zeitlich befristeten Events für bloße Repräsentationszwecke nicht zum Stil erhoben wird. Es bleibt den Projektträgern zu wünschen, dass sie einen langen Atem und genügend Durchsetzungsvermögen aufbringen. Österreich braucht dieses Projekt.

Wolfgang Quatember

Inhaltsübersicht

Impressum . . . . . .Seite 2

Editorial . . . . . .Seite 3

61. Jahrestag der Befreiung des KZ Ebensee . . . . . .Seite 4

Morbus Kitahara in Ebensee. Lesung mit Christoph Ransmayr . . . . . .Seite 5

Johanna Dohnal
Das lückenhafte Gedächtnis: Frauen im Konzentrationslager . . . . . .Seite 6

Gedenkreden 2006
Daniel Simon . . . . . .Seite 9
Andrea Mazzoni . . . . . .Seite 10
Herwart Loidl . . . . . .Seite 11

Stationen des Bedenkens. Eine Geh-Denk-Wanderung am 6. Mai . . .Seite 12

Wolfgang Quatember
Denkmalprojekte am KZ-Friedhof Ebensee . . . . . .Seite 13

Andreas Schmoller
Geschichte des KZ-Friedhofs Ebensee . . . . . .Seite 15

Micha Sengschmid
Projekt „Häftlingserfassung". .Seite 20

Klaus Kienesberger
Der exportierte Held. Biografie des Sepp Plieseis und ihre Rezeption . . . Seite 23

Jana Müller
Österreichische Jugendliche als Opfer der NS-Verfolgung . . . . . .Seite 34

Rezensionen
Todesmarsch Eisenstraße . . . . .Seite 51

Monument. Macht. Mythos . . .Seite 52

Das Y in dieser Stadt
Klaras Geschichte . . . . . .Seite 53

Veranstaltungsrückblick . . . .Seite 54

61. Jahrestag der Befreiung des KZ Ebensee

Erinnerungen des ehemaligen Ebensee-Häftlings Mario Piccioli Foto: ZGM

Die 61. Gedenkfeier zur Befreiung des KZ Ebensee stand wie in anderen Gedenkstätten unter dem zentralen Thema „Frauen in Mauthausen". Aus diesem Grund wurde die frühere Frauenministerin Johanna Dohnal, nach wie vor Symbolfigur des Einsatzes für Frauenrechte in Österreich, als Hauptreferentin geladen. Obwohl die Lagerhaft von weiblichen Deportierten in Ebensee nicht nachweisbar ist, gelang es Johanna Dohnal, die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus als Opfer wie als Täterinnen sehr differenziert darzustellen. Ihre exzellente Rede finden Sie nachstehend im Originalwortlaut gedruckt.

Schon am Freitag, den 5. Mai 2006 wurde unter Beisein des Gesandten der niederländischen Botschaft, Jaap Frederiks, ein Denkmal für die holländischen Oper des KZ Ebensee eingeweiht. Mirjam Ohringer, die Initiatorin des Mahnmals seitens der „Stichting Vriendenkring Mauthausen" hielt gemeinsam mit jüdischen Vertretern der Vereinigung die Inaugurationsrede. Das Denkmal besticht einerseits durch seine architektonische Schlichtheit, andererseits wird der Individualität der Opfer Rechnung getragen. Auf einer Granittafel sind alle 58 Namen der niederländischen Opfer mit ihren Geburtsdaten eingraviert. Das Datenbankprojekt der KZ-Gedenkstätte Ebensee konnte bei den Recherchen wertvolle zusätzliche Hinweise liefern.

Zum zentralen Element des kulturellen Rahmens der Gedenkfeiern wurde der Freitagabend mit der Lesung von Christoph Ransmayr. Nicht ohne Grund wurde der 1995 erschienene Roman „Morbus Kitahara" gewählt, in welchem Anleihen an den KZ-Standort Ebensee erkennbar sind.

Rund 1.500 BesucherInnen und offizielle Delegationen aus zahlreichen europäischen Staaten, Israel und den USA nahmen am Samstag an der Internationalen Gedenkfeier teil. Im Namen aller ehemaligen Häftlinge sprach der Florentiner Überlebende der KZ Lager Mauthausen und Ebensee, Mario Piccioli. In seiner ungemein berührenden Rede ging Piccioli auf sein persönliches Erleben der Deportation aus Florenz und seine Haftzeit in Ebensee ein. Auch in diesem Jahr waren zahlreiche Überlebende des Lagers Ebensee anwesend: Max R. Garcia aus SanFrancisco, Andrew Sternberg aus Ohio, aus Italien Italo Tibaldi, Nedo Nencioni, Jurek Michnol aus Kattowitz und große Delegationen aus Frankreich, Polen (Warschau), aus Serbien sowie der Ukraine. Wladyslaw

Mirjam Ohringer (li.)
bei der Denkmalenthüllung Foto: ZGM

Zuk organisierte die Teilnahme einer Schülergruppe aus der polnischen Stadt Zwiercie.

Am Samstag Abend fand die 61. Gedenkfeier anschließend an die „Stationen des Bedenkens" mit einer österreichischen Erstaufführung (deutsche Untertitel) des italienischen Filmes „Luci nel bujo" („Lichter in der Dunkelheit") im KZ-Gedenkstollen ihren Abschluss. Der vom Regisseur Gabriele Cecconi produzierte und von Dottoressa Camilla Brunelli ins Deutsche übersetzte Dokumentarfilm folgt den Spuren der Biographie des 204 verstorbenen ehemaligen Prateser KZ-Häftlings Roberto Castellani. Die faschistische Erziehung im Mussolini-Italien, Beteiligung an einer Streikaktion, Deportation nach Mauthausen und Ebensee sowie das Überleben im Lager sind die Kernthemen der Dokumentation. Roberto Castellani, Ehrenbürger von Ebensee, wurde mit diesem Film ein würdiges Andenken bewahrt.

Morbus Kitahara in Ebensee

Lesung mit Christroph Ransmayr im Kino Ebensee

von Micha Sengschmid

Am 5.Mai 2006 war das Ebenseer Kino Schauplatz einer hochkarätigen Lesung. Der gebürtige Roithamer und mehrfach preisgekrönte Schriftsteller Christoph Ransmayr las im Rahmen der Befreiungsfeierlichkeiten aus seinem Roman „Morbus Kitahara“. Im übervollen Kino fand die Ransmayrsche Apokalypse einer destruktiven Militärdiktatur nach Kriegsende begeisterten Anklang.
Die Szenerie des Romans lebt stark vom „was wäre, wenn…“, wie auch der Schriftsteller in seiner Einleitung erwähnte. Was wäre gewesen, wenn nach dem Zweiten Weltkrieg nach wechselnden Besatzungen eine jahrzehntelange Militärdikatur der Amerikaner gefolgt wäre, was wäre gewesen, wenn sich statt Industrie, Gewerbe und Handel Rübenfelder ausgebreitet hätten, was wäre gewesen, wäre ein einst blühender Kurort im Sinne der Sühne für Gräueltaten dem Verfall preisgegeben worden? – Diesen Fragen geht „Morbus Kitahara“ nach.[1]
Drei Personen sind die Träger der Handlung zwischen Baracken, Sühneprozessionen, randalierenden Banden und Verordnungen der Militärführung. Das sind Bering, ein Kind einer Bombennacht, seines Zeichens Schmied von Moor und Leibwächter des Bergwerksbesitzers, Lily, die „Brasilianerin“, Flüchtling, unstete Schwarzhändlerin und Träumende vom Leben in Brasilien und Ambras, der „Hundekönig“, Besitzer des Steinbruchs und ehemaliger KZ-Häftling. Diese Personen griff Ransmayr in seiner Lesung heraus und zeichnete anhand deren „Biographien“ ein eindrückliches Bild einer fiktiven Nachkriegsszenerie. Die Verflechtung der Protagonisten, die im Roman einen gewichtigen Schwerpunkt darstellt, bewusst aussparend, nahm Ransmayr dem interessierten Neu-Leser nichts vorweg und bewies den Zuhörern seine meisterhafte Erzählkunst trotzdem uneingeschränkt.
Besondere Bedeutung erhielt die Veranstaltung in Ebensee insofern, liefert der fiktive Ort der Düsternis, Moor, vielfältige Anklänge an Ebensee, sei es die gebirgige Lage am See, sei es das Dampfschiff „Schlafende Griechin“, sei es das Konzentrationslager am Steinbruch – kein Wunder, verbrachte Ransmayr rund um die Befreiungsfeiern 1995 doch einige Tage zur Recherche in Ebensee, wo er auch den Erzählungen des Zeitzeugen Ladislaus Zuk viel Zeit widmete.
Ransmayr gilt neben Elfriede Jelinek, Peter Handke und Franzobel als einer der „großen Österreicher“ im deutschsprachigen Literaturkanon der Gegenwart. Dies bewies er vor allem auch durch seine Vortragskunst. Der akribisch ausgefeilte Rhythmus seiner Prosa, der stringente Spannungsbogen und die Harmonie des Sprachklangs kamen in der hörspielreifen Lesung besonders zur Geltung. (wobei sich natürlich auch die Frage aufdrängt: Wie viel Ästhetik verträgt das Grauenvolle?)
Mit Sicherheit hätten die Thematik des Buches und die vielen Anspielungen auf Ebensee genügend Stoff für eine Diskussion geliefert, aber auf Wunsch des Autors wurde von einer Diskussion Abstand genommen. Aber: Ransmayr ist kein Schriftsteller, der die Welt verbessern oder gar verändern will, kein Schriftsteller der großen „Messages“, Ransmayr bleibt ein Autor, der den Horizont des Lesers sorgsam weitet, ihn behutsam zum Weiterdenken und Quer-Denken fordert und doch ganz einfach nur erzählt.
Im Foyer gab es für die Besucher noch die Möglichkeit zur persönlichen Begegnung mit dem Schriftsteller.

Christoph Ransmayr beim Signieren von Büchern
Foto: ZGM

Anmerkung

[1] Vorlage im gewissen Sinne war hiefür der so genannte „Morgenthau-Plan“, der 1944 die Teilung Deutschlands und dessen Umwandlung in einen Agrarstaat vorsah (neben Demontage der Industrie und Stilllegung aller Bergwerke). Von den Alliierten schnell verworfen, spielte dieser Plan eine besondere Rolle in der Kriegspropaganda NS-Deutschlands. Tatsächlich in Kraft trat der Marshall-Plan, nach dem österreichischen Gedanken-Jahr 2005 in aller Ohren.

Das lückenhafte Gedächtnis: Frauen im Konzentrationslager

Gedenkrede von Johanna Dohnal

Wenn wir heute am 61. Jahrestag der Befreiung des KZ-Ebensee gedenken, so tun wir dies in der Tradition des „Niemals Vergessen!“, das wir - die Nachgeborenen - den Opfern und Überlebenden des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus ebenso schulden, wie den Frauen und Männern die im antifaschistischen Widerstand gekämpft haben.

ÖSTERREICH UND DER OPFER-MYTHOS

Die Geschichte ist das Archiv der menschlichen Erfahrungen, der Erlebnisse und des Denkens früherer Generationen: sie ist unser kollektives Gedächtnis. Von der Geschichte lernen wir, dass Aktionen Konsequenzen haben und dass gewisse Handlungen und Entscheidungen, einmal getroffen, nicht wieder zurückzunehmen sind. Genauso wie man im persönlichen Gedächtnis „vergessen“ und sich Gedächtnisse auswählen kann – man erinnert sich woran man sich erinnern WILL und lässt das Übrige aus -, so kann man das mit dem kollektiven Gedächtnis tun. Solch kollektives Vergessen der dunklen Seite der Geschehnisse schadet dem Einzelnen wie der Gesellschaft, denn man kann weder heilen noch in der Zukunft bessere Entscheidungen fällen wenn man sich der Verantwortung für die Konsequenzen vergangener Handlungen entzieht. Dazu gehört das Gedenken, das Erinnern, die Auseinandersetzung mit der Schuld an Faschismus, Holocaust und Krieg. Wiedergutmachungsleistungen gegenüber den Überlebenden und Maßnahmen zur Ächtung des Rassismus, der all diesen Schrecken ermöglicht hatte, sind Schritte im Sinne der Genesung.
In der Gründungsphase der Zweiten Republik gab es neben den großen Leistungen, als nach der Befreiung durch die Alliierten ein demokratisches Gemeinwesen auf den Weg gebracht wurde, auch schwere Schattenseiten. Österreich hat sich Jahrzehnte in umfassendem kollektivem Vergessen geübt, hat die Verantwortung für die Teilhabe am nationalsozialistischen Regime und seiner Kriegs- und Vernichtungsmaschinerie von sich gewiesen und hat die meisten seiner Kriegsverbrecher entlastet, indem es nachhaltig an der Behauptung festhielt, das erste Opfer der Nazis gewesen zu sein. Man verdrängte den Jubel, der den Nazis von erheblichen Teilen der österreichischen Bevölkerung entgegen gebracht worden war und verschanzte sich hinter der offiziellen Geschichtsdeutung, Österreich sei das erste Opfer der nationalsozialistischen Aggressionspolitik gewesen. Und es gab nach 1945 keine ernst zu nehmenden Versuche, vertriebene Bürgerinnen und Bürger heimzuholen. Das Ergebnis war ein fortgesetzter Antisemitismus fast ohne Juden, und das Aufkommen und Erstarken rechtsextremer politischer Parteien. Erst sehr spät, über 50 Jahre nach Kriegsende, wurde vom offiziellen Österreich der Versuch unternommen, ehrlicher mit der Vergangenheit umzugehen und den Opfern Wiedergutmachung anzubieten

FRAUEN - EINE LEERSTELLE DER MÄNNLICHEN GESCHICHTSSCHREIBUNG

Das große Vergessen, das selektive Gedächtnis, hat besondere Bedeutung für die Frauen. Frauen stellen die Hälfte der Menschheit dar, sie haben immer mehr als die Hälfte der gesellschaftlichen Arbeiten und Pflichten erfüllt und haben in der Geschichte eine aktive Rolle gespielt. Und dennoch erscheinen sie in der aufgezeichneten Geschichte als Randständige, die zur Entwicklung der Menschheit lediglich „marginale“ Beiträge geleistet haben. Es handelt sich hier um ein großes Vergessen der Hälfte der Menschheit seitens der männlichen Geschichtsschreiber. Dies beruht darauf, dass patriarchale Werte die Geschichtsschreibung bestimmen und ordnen, d.h. dass die Aktivitäten der Männer von vorneherein als bedeutender und wichtiger gelten als die Aktivitäten der Frauen. Und ich denke es war eine höchst notwendige und gute Entscheidung des Organisationskomitees für die Internationalen Befreiungsfeiern im Jahr 2006 das Augenmerk auf die weiblichen Häftlinge des KZ-Mauthausen und seinen Nebenlagern in ganz Österreich zu widmen.

SEXUALISIERTE GEWALT GEGEN FRAUEN IM KONZENTRATIONSLAGER

Indem man sich erinnert, erst indem man das Ganze bedenkt und nichts auslässt aus der Erinnerung, bekämpft man das System

der Verzerrung und der Halbwahrheiten, aus dem Sexismus, Klassenhass, Rassismus und Antisemitismus ihre giftige Nahrung beziehen. Frauen wurden ebenso gefoltert, gequält und hingerichtet wie Männer. Sie unterlagen oft noch zusätzlichen sexistischen Folterungen oder spezifisch grausamen Strafen z.B. indem ihnen ihre Kinder weggenommen wurden. Tausende Häftlinge in den Männer-Konzentrationslagern waren Frauen. Ihre Geschichte ist noch immer wenig bekannt. Innerhalb des Hauptlagers Mauthausen gab es schon ab 1942 ständig eine Gruppe von weiblichen Häftlingen, die im neu gegründeten Lagerbordell zur Arbeit gezwungen wurden. Die Geschichte dieser Frauen war von Anfang an mit großem Stigma belegt und wurde erst in den letzten Jahren näher untersucht. Zwar war die Existenz von Häftlingsbordellen in manchen Erinnerungsberichten männlicher Häftlinge durchaus erwähnt worden und somit bekannt. Die Zwangsprostituierten standen in der Häftlingshierarchie an unterster Stelle, wurden von ihren Mithäftlingen verachtet.

Die Häftlingsbordelle wurden auf Befehl Himmlers eingerichtet, ihr Besuch sollte bestimmten Häftlingsgruppen als Prämie und Anreiz erlaubt werden. Die Frauen kamen aus dem KZ Ravensbrück, wo sie angeblich „freiwillig“ angeworben worden waren, weil man ihnen nach sechs Monaten die Entlassung in Aussicht stellte. Dass im System der Konzentrationslager nichts „freiwillig“ geschah und dass keine Zwangsprostituierte je entlassen wurde ist heute belegt. Damals schürten diese Gerüchte aber die Verachtung gegenüber den Frauen, die in der Folge an Infektionen, Geschlechtskrankheiten und unter Zwangsabtreibreibung litten. In der Regel mussten die in den Bordellen tätigen Frauen

Johanna Dohnal war von 1991-1995 österreichische Frauenministerin Foto: ZGM

für die Dauer von 6 – 12 Monaten täglich den ungeschützten Geschlechtsverkehr von sieben, acht und mehr Männern ertragen. So sie überlebten, wurden diese Gefangenen als menschliche Wracks nach Ravensbrück deportiert und waren auch dort Schimpf und Schande ausgesetzt. Ebenso mussten zahlreiche weibliche Häftlinge in den SS- und Soldatenbordellen sexuelle Zwangsarbeit leisten. Vom Aufenthalt anderer Frauen in Männer Konzentrationslagern zeugen nur die Exekutionsbücher. Sie wurden entweder in der Genickschussecke – oftmals im Abstand von nur zwei Minuten – erschossen oder auf dem Erschießungsplatz hingerichtet. Andere kamen in den Gaskammern zu Tode.

Es gab aber auch eine Anzahl von Frauen, die in uneinsehbaren Bereichen der KZ untergebracht waren und gar nicht registriert wurden. Frauen waren aber nicht nur Opfer der Nazibarbarei – sie waren auch Täterinnen. Als Mitwisserinnen, als Denunziantinnen, als SS-Aufseherinnen, als Blockwartinnen als Beteiligte an den Euthanasieprogrammen in den Tötungsanstalten oder als Beschäftigte in den „Fremdvölkischen Kinderheimen“. Sie konnten zwar nicht in den „Olymp“ der NS-Führungsriege aufsteigen, aber eine einflussreiche Minderheit aus allen sozialen Schichten beteiligte sich aktiv an Rassenpolitik und Völkermord. Obwohl ihnen bereits 1930 im Nazi-Blatt „Die Flamme“ ausgerichtet wurde, was von ihnen gehalten wird – Zitat: „Der Jude hat uns die Frau gestohlen durch die Form der Geschlechterdemokratie. Wir Jungen müssen ausziehen und den Lindwurm töten, damit wir wieder zum Heiligsten kommen, das es auf dieser Welt gibt: zur Frau, die Magd und Dienerin ist.“ Die meisten österreichischen Frauen billigten wie die Männer das Regime, oder fanden sich mehr oder weniger klaglos mit ihm ab – als passive Zuschauerinnen. Auch Frauen gehörten zu den Zuschauern, als dem jüdischen Kaufmann an der Ecke seine Auslage eingeschlagen wurde, als Juden kniend mit Zahnbürsten Gehsteige aufwaschen mussten und fanden sich damit ab, als von ihren jüdischen NachbarInnen verlangt wurde sich den Judenstern anzuheften. Und es gab und gibt sie noch diese Frauen, die nichts gewusst haben wollen von Konzentrationslagern, von Zwangsarbeit, von Tötungsanstalten von den Nachbarn die abgeholt wurden, von brutaler Enteignung und Arisierung.

DIE BEDEUTUNG DER FRAUEN IM WIDERSTAND

Aber lassen Sie mich zum Schluss auch noch über den weiblichen

Namen des Widerstands sprechen: Lange Zeit wurden der Opfermut und die Beteiligung vieler Frauen an den Widerstandsbewegungen gegen das NS-Regime von der offiziellen Geschichtsschreibung nicht berücksichtigt. So wurden sie doppelt zu Opfern, einerseits durch die NS-Gewaltherrschaft, andererseits durch das Verschweigen ihres Widerstandskampfes und ihrer Leistungen in der Nachkriegszeit. Nach so vielen Jahren gebührt ihnen unsere besondere Anerkennung. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus trägt in offiziellen Darstellungen meist nur Männernamen – die Widerstandsgruppen werden nach ihren männlichen führenden Funktionären benannt. Es geht hier nicht darum neue Heldinnen zu stilisieren oder gegeneinander aufzurechnen. Es geht um das Sichtbarmachen – den der Widerstand der Frauen hatte viele Gesichter! Sehr allgemein kann von zwei verschiedenen Formen weiblichen Widerstandes gesprochen werden: Frauen im organisierten, politisch oder weltanschaulich, auch religiös motivierten Widerstand leisteten vielfältige Tätigkeiten: Sie transportierten Propagandamaterial z.B. im Kinderwagen versteckt, leisteten Kurierdienste, pflegten Verwundete, versorgten versteckte Flüchtlinge und Widerstandskämpfer und es gab auch Partisaninnen die mit der Waffe in der Hand kämpften und sich an Sabotageakten in Rüstungsbetrieben beteiligten. Und ebenso die jungen Mädchen, die sich den Untergrundaktivitäten des Widerstands anschlossen, Waffen in ihren Körben und Kleidern schmuggelten – unter Gefährdung ihres Lebens, falls man sie entdeckte.

Dem organisierten Widerstand stehen die Handlungen jener Frauen gegenüber, die – auf sich allein gestellt – sich aufgrund persönlicher Erfahrungen gegen die nationalsozialistische Herrschaft wandten oder einfach deren Gesetze nicht respektierten. So findet sich eine große Zahl Frauen unter jenen, die Verfolgten Hilfe gewährten. Sei es durch Unterstützung hungernder oder bedrohter Kriegsgefangener, sei es durch das Verbergen von Verfolgten, meist Jüdinnen und Juden. Wir gedenken auch jener Frauen, die Kinder in jedem nur erdenklichen Versteck schützten, Waisen in Klöster brachten, ein Vermögen an gierige Bauern zahlten, damit diese die Kinder versteckten, die keine Eltern mehr hatten, sie über die Grenzen schmuggelten. Diese Helferinnen mussten ebenso mit Gefängnis oder KZ-Haft rechnen wie die vordergründig politisch aktiven Frauen. Wir wussten immer von diesen Frauen, aber ihre Geschichten sind lange Zeit nicht erzählt worden und die gebührende Würdigung blieb ihnen versagt. Gerade hier in Oberösterreich arbeiten nun Historikerinnen an der Aufarbeitung dieser Geschichte – ihnen und auch den Menschen dieser Region, die dazu beigetragen haben, das diese Geschichte der Frauen nicht dem kollektiven Vergessen anheim fällt sind wir zu großem Dank verpflichtet.

„Nie wieder Faschismus“ bleibt eine leere Phrase, wenn der Widerstand gegen ihn nicht erlernt und erprobt wird. Erlauben Sie mir bitte, Ihnen die sie aus vielen Ländern zu diesem gemeinsamen Gedenken gekommen sind, meinen Dank und meinen Respekt auszusprechen, für Ihren Mut und Ihre Tapferkeit ihre grauenhaften Erinnerungen mitzuteilen und niemals zu Vergessen! Mit dem Wissen um den Überlebenskampf und dem Widerstand der Verfolgten. Mit dem Wissen von Täterschaft und Mittäterschaft in Österreich. Mit dem Erkennen von faschistoiden Kontinuitäten heute, werden wir Widerstand leisten gegen: Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Sexismus. Gegen Krieg, Faschismus, Klassenhass, Antisemitismus, Diskriminierung und Ausbeutung. Und lassen Sie uns jenen, die hier in Ebensee ihr Leben lassen mussten versprechen: Euer Leid ist nicht vergessen – ihr seid uns Mahnung und Ermutigung.

„Stationen des Bedenkens“ auf der Straße zum Lagertor s. Bericht S. 12 Foto: ZGM

Literaturhinweise

Gabriella Hauch (Hg.), Frauen in Oberdonau, Linz, OÖ Landesarchiv 2006
Gerda Lerner, Zukunft braucht Vergangenheit. Warum Geschichte uns angeht, Königstein / Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2002
Hannah Lessing, Vorwort zur Ausstellungsbroschüre "Women in the Holocaust", Ausstellung vom 3.-23.6. 2005 im Nestroyhof, 1020 Wien
Eva Steinheimer, "Nur eine innere trostlose Leere", Anschläge 04/2006.

„Ebensee sei uns eine Lebenslektion“

Gedenkrede von Daniel Simon (Vize-Präsident der Amicale française de Mauthausen)

Die französische Amicale von Mauthausen bedankt sich bei seinen österreichischen Freunden in Ebensee, die uns empfangen und darüber wachen, dass weder die letzten baulichen Spuren noch die moralischen Wunden der Nazi-Vergangenheit in Ebensee verschwinden.
Wir, die aus ganz Europa hergekommen sind, gehören verschiedenen Generationen an, die einen und anderen trennen in vielen Fragen und Bereichen sehr unterschiedliche Überzeugungen.
Jedoch sind wir eindeutig miteinander verbunden, wenn es um die NS-Verbrechen geht, deren unerbittlichste Waffe die Lager waren: mit dem Mauthausen-System als einem der dunkelsten Beispiele und Ebensee als einem schrecklich effizienten Glied davon. Die Nationalsozialisten hinterließen Spuren dieses Verbrechens auf dem ganzen Kontinent, so dass ihr, Freunde in Ebensee und in Salzburg an der Universität, auf der Suche nach dem verstreuten Gedächtnis von Ebensee seid, um es für uns alle, und zunächst für Euch selbst, wieder zusammenzufügen. Danke für Eure Arbeit.

Die Erinnerung des Verbrechens bedeutet Hommage an die antinazistischen Kämpfer, die sich klarsichtig einsetzten, hier ermordet wurden oder überlebt haben. Man erweist diesen Menschen nur in dem Maß ihre Ehre, indem man die Herausforderung ihres Kampfes für das Leben, *unser* Leben, erfüllt. Unser Kontinent, den die Nationalsozialisten beinahe auf lange Zeit ihrem totalitären und xenophoben Wahn unterworfen

Daniel Simon und Henri Ledroit (Ex-Häftling des KZ Ebensee) Foto: ZGM

hätten, ist heute nicht frei von ähnlich abscheulichen Tendenzen: Die extreme Rechte schmeichelt - überall ein wenig, aber besonders in Ländern wie Polen, Italien, Frankreich, den Niederlanden, Österreich den niedrigsten menschlichen Trieben, die meinen, die Menschen unterteilen zu können. Heute wie früher ist die öffentliche Meinung und die Gesetzgebung bezüglich ausländischen Arbeitskräften und Einwohnern – bzw. das Gegenteil: die „ethnische Säuberung“ - ein besonderer Indikator für die Gesundheit einer Demokratie.

Wir alle hier, seien es Spanier, Russen, Polen, Italiener, Slowaken, Österreicher, Franzosen, wir wissen das, nicht wahr? Für uns ist Wachsamkeit kein leeres Wort, und wir verlassen Ebensee jedes Jahr als noch entschiedenere und umsichtigere Bewacher.

Ebensee sei also eine Lebenslektion. Ich lade dazu ein, hier, frei von Manicheismus, die Doppelgestaltigkeit der Berge zu verspüren, die trügerische Ruhe des Sees, die verstörende Halbstille dieser Wohnsiedlung, die wir jährlich durchqueren und dabei die Bewohner stören, deren Blicke manchmal vor uns flüchten. Auf welchen Ruinen sie ihr Leben aufgebaut haben, können sie so nicht ignorieren.
Für mich, der diesen Platz des Lagers, diese etwas irreale Gedenkstätte um das Massengrab, die Stollen, das Ufer des Traunsees und die umliegenden Bergflanken oft durchschritten hat... ich komme nicht in diese Landschaft und zu diesen Menschen als einer der Lektionen erteilt, als Meister dieses Ortes, den ich als Erbe erhalten hätte. Aber ich bin hier privat, geleitet von einem persönlichen Gedenken. Ich kenne das Haus, wo die Hand einer Frau meinem Vater auf dem Rückweg von der Arbeit bei Solvay flüchtig eine Kartoffel gereicht hat. Und ich weiß, von welchem Stollen mein Vater sagte: dieser da, das ist meiner. Als ob er ihn allein errichtet hätte. Ich war vor allem Zeuge der Wiedersehen mit sowjetische, tschechoslowakische und jugoslawischen Kameraden, von politischen Gebilden, die nicht mehr existieren, jedoch Umarmungen und Gewissheiten über das Essentielle, die nur hier möglich waren und sind.
(gekürzt, Übersetzung: Schmoller)

„Wir Italiener dürfen unsere Verantwortung nicht außer Acht lassen…“

Andrea Mazzoni (Referent der Stadt Prato für Kultur, Jugend und Frieden und Präsident des Partnerschaftsvereins Prato-Ebensee)

Am Rednerpult Andrea Mazzoni Foto: ZGM

Viele der Anwesenden haben das Glück gehabt, den Krieg nicht direkt kennen gelernt zu haben, aber kriegerische Ereignisse haben uns in diesen Jahren weiterhin umgeben, angefangen bei denen, die wir jeden Tag im Fernsehen mitbekommen, bis hin zu den „versteckten“ Kriegen, die in manch entlegener geographischer Lage gewissermaßen vergessen werden. Wir dürfen auch nicht verschweigen, dass vor wenigen Jahren im Balkangebiet eine Tragödie stattgefunden hat, mit Merkmalen, die Gespenster wieder haben aufleben lassen, die wir für immer vergangen glaubten, wie Rassenhass, Stacheldraht, Massentötungen, Massengräber. Dies ist ein klares Zeichen dafür, dass man ständig wachsam sein muss, da zu Bestien gewordene Menschen immer bereit sind, neue Blut-Opfer zu fordern.

All dies sagen wir heute, im Jahr 2006, ein Jahr, welches für uns Italiener 60 Jahre seit dem Entstehen unserer demokratischen und antifaschistischen Republik bedeutet, deren Verfassung den Krieg als Mittel der Überwindung von Konflikten entschieden ablehnt. Eine Republik, die sich auf die Werte jener „Resistenza“ gründet, dank derer Italien Ehre und Würde hat wiedererlangen können nach der Mitwirkung an dem kriminellen Wahnsinn Hitlers seitens des faschistischen Regimes.

Wir Italiener dürfen unsere Verantwortung nicht außer Acht lassen bei dem Drama, welches Europa und die Welt heimsuchte. Wir dürfen nicht vergessen, dass das faschistische Italien andere Länder angegriffen hat und die Schande der Rassengesetze übernommen hat; wir dürfen nicht vergessen, dass mehrere Tausend zwar von Nationalsozialisten deportiert wurden, aber oft waren es die Faschisten der Salò-Republik gewesen, die sie auf den Straßen und in den Fabriken vieler Städte festgenommen hatten: Es waren diejenigen, die heute in unserem Land durch einen Gesetzesvorschlag mit den Partisanen als „kämpfende Truppe“ gleichgesetzt werden sollten!!

Dies war ein Versuch des historischen Revisionismus, welcher gesetzmäßig festgelegt werden sollte, der glücklicherweise heute unmöglich geworden ist, da sich die politischen Verhältnisse im erneuerten italienischen Parlament grundlegend verändert haben.

Die Konzentrationslager stellten die schrecklichste Konkretisierung des kriminellen Wahnsinns Hitlers dar, der durch die italienischen Faschisten unterstützt wurde. …

Der große Philosoph Emmanuel Levinas hat geschrieben: „was zwischen 1940 und 1945 einzigartig war, war das Von-allen-Menschen-verlassen-worden-sein der Opfer. Man stirbt immer allein und überall ist Schrecken ohne Hoffnung (…). Aber wer kann sich die Einsamkeit derer vorstellen, die zusammen mit der Gerechtigkeit zu sterben glaubten (…)?“

Um den Wert dieses Martyriums zu bekräftigen, um jedwedem Vergessen entgegen zu wirken, hat Prato eine Institutionsstätte verwirklicht, in der die historische Erinnerung wach gehalten werden soll, um in den Menschen immer größere Bereitschaft zum Frieden hervorzurufen. Damit wurde ein Wunsch der ANED (Verein ehemaliger KZ-Häftlinge) und seines Präsidenten Roberto Castellani erfüllt, er ist ein Überlebender und Ehrenbürger Ebensees, an den durch einen Gedenkstein am Eingang dieses KZ-Friedhofs gedacht wird.

Jene Institution ist das Museo della Deportazione, das vom Präsidenten der italienischen Republik, Ciampi, eröffnet wurde und jedes Jahr von tausenden Besuchern, vor allem Jugendlichen und Schülern besucht wird. Der Geist, der dieses Museum begründet, ist auch der Motor der Städtepartnerschaft Prato-Ebensee (wir feiern bald das 20-jährige Jubiläum!), welche eine außerordentliche Einzigartigkeit auszeichnet, da sie im Namen des Friedens die Stadt der Märtyrer mit dem Ort ihres Martyriums vereint. (gekürzt, Übers.: C. Brunelli)

„Die Menschen vor dem Morbus Kitahara bewahren“

Gedenkrede von Herwart Loidl (Bgm Ebensee)

So wie jedes Jahr, am 6. Mai, stehen wir wieder fassungslos auf dieser entweihten Erde, am Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers "Zement". Bereits zum 61. Mal haben wir uns zusammengefunden, um der Opfer des nationalsozialistischen Terrorregimes zu gedenken. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, uns der Geschichte zu stellen, nicht wegzuschauen, sondern uns offensiv mit den Ereignissen in unserer Gemeinde während der Naziherrschaft auseinanderzusetzen. Es besteht die Gefahr, dass die zusehends ins Land ziehende Zeit den Mantel des Vergessens, des Verdrängens über die Ereignisse, die hier stattgefunden haben, breitet. Dagegen gilt es anzukämpfen. Wir müssen das Bewusstsein insbesondere der jungen Menschen schärfen für das, was der Mensch bereit ist, seinem Nächsten anzutun. Mord, Totschlag, Verfolgung können zum System eines Gemeinwesens werden, als unverrückbar, ethisch und rassisch legitimiert werden. Die Menschen vor diesem Morbus Kitahara, der allmählichen Verfinsterung des Blicks zu bewahren, wie es der österreichische Weltschriftsteller Christoph Ransmayr gestern anlässlich seiner Lesung hier in Ebensee formulierte, ist uns Pflicht und Verantwortung.

"Nie wieder!" war, ist und bleibt die Parole, mit der wir der Opfer gedenken, uns in Scham verneigen vor ihrem Leid, ihrer Auslöschung. Damit ihr Sterben nicht gänzlich sinnlos und vergebens war, rufen wir den Menschen zu: Niemals vergessen, niemals mehr den Boden der Demokratie, der Freiheit und des Rechtsstaates verlassen, niemals mehr denen Glauben schenken, die die repräsentative Demokratie diffamieren und durch eine Führergesellschaft ersetzen wollen, niemals mehr eine Sozial- und Wirtschaftspolitik verfolgen, die große Teile der Bevölkerung an den Rand drängt und sie empfänglich macht für die Parolen der Populisten und Volksverhetzer. Diese Botschaft in den Köpfen festzusetzen bedarf einer unentwegten Kraftanstrengung. Allzu schnell gewinnen Holocaust-Relativierer und Gaskammern-Leugner Oberwasser, auch in einer demokratisch gefestigten Gesellschaft, wie uns die Medienberichte in den letzten Wochen gezeigt haben.

Max Garcia (San Francisco) und Italo Tibaldi (Turin) Foto: ZGM

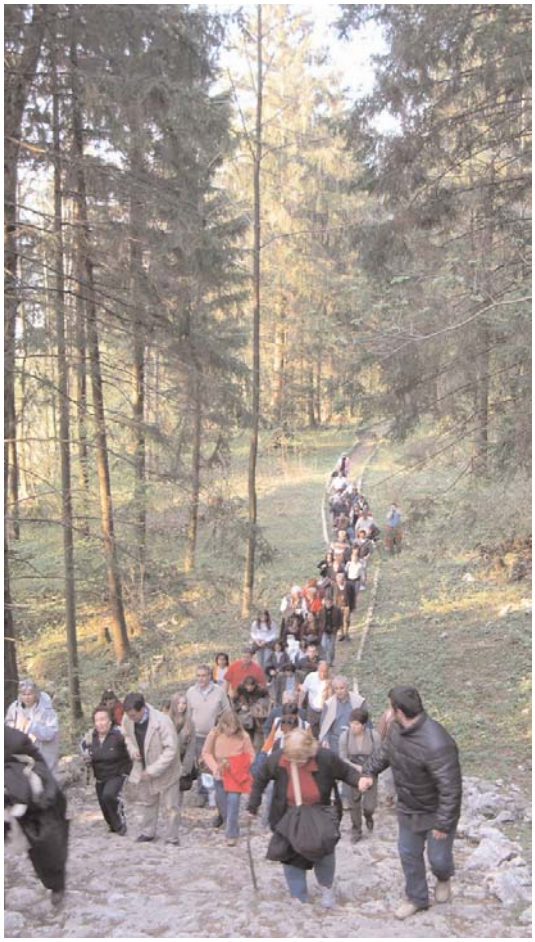
Sehr geehrte Damen und Herren! Einmal mehr möchte ich an den Gründer der Städtepartnerschaft Prato-Ebensee, Roberto Castellani, erinnern und mit ihm und seinem Vermächtnis in die Zukunft blikken. Er hat durch seinen aufrechten Gang, durch sein Bekenntnis zu Menschlichkeit und den Akt des Verzeihens seine unauslöschlichen Spuren in unsere Herzen gegraben. Roberto hat erkannt, dass eine neue, friedliche, sozial gerechte Gesellschaft aus den Ruinen des vorigen Jahrhunderts wachsen kann, wenn es gelingt, die Kultur des Erinnerns zu einer aktiven Zukunftsanstrengung zu machen. Denn sie darf mit den letzten Zeitzeugen, den letzten Überlebenden des Horrors nicht aus unseren Leben verschwinden, sondern muss einer Stafette gleich, von Generation zu Generation weiter getragen werden.

Ich bin stolz darauf, dass wir gemeinsam mit unseren Freundinnen und Freunden aus Prato, aus Zawiercie und vielen anderen Ländern einen Weg gefunden haben, uns im selben Geist zu verständigen, um ein gemeinsames Europa, eine europäische Friedens- und Sozialordnung zu bauen. Als Bürgermeister der Marktgemeinde Ebensee bedanke ich mich sehr herzlich bei ihnen allen für ihre Bereitschaft, mit uns diese Gedenkfeier zu gestalten und hoffe, dass sie aus dem Erinnern Kraft und Überzeugung für die Zukunft schöpfen!
(gekürzt)

Stationen des Bedenkens

Geh-Denk-Wanderung am 6. Mai

Vor ca. 10 Jahren durch eine kleine Personengruppe der Pfarre Ebensee ins Leben gerufen hat sich die Gedenkwanderung entlang der Spuren des Lagers Ebensee zu einem fixen Veranstaltungstermin entwickelt. Die ursprüngliche Idee eines Geh-Denkens wollte vor allem Jugendliche anregen, eine Form der Erinnerung zu entwickeln, die dem authentischen Ort nachspürt. Die spärlichen Spuren des KZ Ebensee erlauben ihre Lesbarkeit häufig nur mehr über Zeugnisse von Überlebenden. Die schriftlichen Memoiren von Häftlingen sind daher ein inhaltlicher Fixpunkt von „Stationen des Bedenkens“, die von Jugendlichen vorgetragen werden. Auch dieses Jahr zog sich eine lange Menschenschlange entlang des „Löwengangs“ hinauf zum ehemaligen Lagertor durch das Gelände hin zum KZ-Friedhof. Texte von Leon Zelman und Francois Wetterwald behandelten den historischen Kontext der jeweiligen Punkte. Ergänzt wurden die Berichte von Gedichten Paul Celans und Dietrich Bonhoeffers. Teil der Veranstaltung sind zu dem jeweils musikalische und künstlerische Darbietungen. Heuer kam am Lagereingang ein vor zwei Jahren komponiertes Stück von Fritz Neuböck jun. zur Aufführung. „Schonungsblock 22“ ist die Vertonung eines von Georg Wertheim im Lager Ebensee geschriebenen Marsches, das den Blockältesten des Schonungsblocks 22 besänftigen sollte.



Die Gedenkwanderung beginnt bei den Steintreppen des „Löwengangs“ Foto: ZGM

In Summe ist diese Geh-Denk-Veranstaltung dem-Modus der Langsamkeit verhaftet. Selbst für jene, die den Weg bereits öfters beschritten haben, bleibt es ein neues Kennenlernen des authentischen Ortes. Die zahlreiche Teilnahme der Freunde aus Prato und Zawierce haben die Wanderung darüber hinaus zu einem internationalen Ereignis werden lassen.

Das folgende Textstück wurde am ehemaligen Lagertor vorgetragen- stammt aus der 2005 erschienenen Anthologie „Stimmen aus dem KZ-Ebensee“ hrsg. von Judith Moser-Kroiss und Andreas Schmoller. Der Häftling Francois Wetterwald schildert darin in zynischer Sprache den Überstellungstransport von Mauthausen nach Ebensee im Jahr 1944.

FREMDENVERKEHR

Eine kleine Reise durch Österreich an einem Nachmittag im Mai: Die Reisenden erscheinen wenig vertrauenserweckend in ihrer albernen gestreiften Kleidung und der ebenso lächerlichen Kappe auf dem kahlgeschorenen Kopf. Es sind gut hundert, auf drei Lastautos verteilt.

Da ist Linz, eine große saubere Stadt, mit eleganten Frauen in Lockenfrisuren und hellen Kleidern, deren Neugier schnell verfliegt, wenn sie im Vorübergehen aufblicken.

Da ist eine lange gerade Straße und dort folgt dem Lastwagen eine golden glänzende Staubwolke auf ihrem Weg durch die Felder, wo alte Bauern arbeiten, ohne den Kopf zu heben.

Da sind andere Städte, andere Dörfer: Attnang-Puchheim, Wels. Flüchtige Eindrücke von blonden Kindern und Müttern mit ihren Kinderwagen…

Da ist ein See, riesig und ruhig, von hohen, schneebedeckten Bergen umgeben…

Da ist ein Lager mit seinem Tor, dem elektrisch geladenen doppelten Stacheldraht, den Wachtürmen und Baracken.

Da ist Ebensee.

Denkmalprojekte am KZ-Opferfriedhof Ebensee

von Wolfgang Quatember

Jede KZ-Gedenkstätte hat ihre Entwicklungsgeschichte. Dieser Feststellung, mag sie auf den ersten Blick trivial erscheinen, kommt jedoch im Zusammenhang mit der Untersuchung der Erinnerungskultur einer Gesellschaft wesentliche Bedeutung zu.
Lassen wir die jährlichen Gedenkfeiern und Erinnerungsrituale unterschiedlicher gesellschaftlicher, nationaler und politischer Vereinigungen einmal außer Acht und legen den Fokus auf das äußere Erscheinungsbild der KZ-Gedenkstätte Ebensee, so ist es vordergründig die zunehmende Zahl an Denkmälern und Erinnerungstafeln, die in den Blickpunkt des Besucherinteresses treten.
Im gegenständlichen Fall des KZ-Opferfriedhofs in Ebensee ist bereits bei oberflächlicher Betrachtung die Dominanz christlicher Symbolik augenscheinlich. Schon das erste im Jahr 1948 von der Mailänderin Hilda Lepetit gestiftete Denkmal bildete ein monumentales Kreuz, dessen Fundament ein Massengrab überdeckt. 1952, im Zuge der Neugestaltung des Friedhofs entstand das seinerzeit so genannte „Österreich Denkmal". Sichtbarer Kern des als Aussichtsturm konzipierten Mahnmals ist ein altarähnlicher Karner mit einem mächtigen Holzkreuz und der Inschrift „In Memoriam". In den 1960er Jahren entstanden sechs kreuzförmige Stelen, die an die polnischen Opfer erinnern, 1988 das sowjetische Mahnmal, das als stilisiertes russisch-orthodoxes Kreuz deutbar ist sowie das ukrainische Denkmal ebenfalls in Kreuzform. Insa Eschebach sieht diese Form des Gedenkens als „geradezu ‚klassischen' Modus des Umgangs mit dem gewaltsamen Tod" (S. 49). In diesem Zusammenhang diene die Sakralisierung der Harmonisierung des Unheils (S. 48ff.). Sakralisierung überhöhe die Toten und lasse sie dadurch entrücken. Hier, so Eschebach, spiele insbesondere die Inszenierung der Häftlinge als auserwählt und vorbildlich eine Rolle. Ihr Tod wird als *imitatio Christi* (S. 171) und als Opfer für eine bessere Zukunft dargestellt. Die Identifikation mit den Opfern erlaubt dann die Hoffnung auf Vergebung für eigene Schuld (S. 183).[1] Die 1947/48 kurzfristig entstandene Idee, die Relikte des ehemaligen KZ Mauthausen schleifen zu lassen und an deren Stelle ein monumentales, weit hin sichtbares Kreuz zu errichten, geht gedanklich durchaus in diese Richtung.
Die Absenz einer manifest gewordenen Erinnerung an die jüdischen Opfer ist am KZ-Opferfriedhof in Ebensee besonders deutlich ausgeprägt. Abgesehen vom 1946 errichteten Denkmal des Bad Ischlers Komitees jüdischer „Displaced persons", erinnert nur die Inschrift des ungarischen Mahnmals sowie wenige auf den Grabflächen wahllos platzierten Steine mit dem Davidstern explizit daran, dass rund 40 Prozent aller Opfer jüdischer Herkunft waren. Dietmar Seiler interpretiert diese Erscheinung in der österreichischen Gedächtniskultur folgendermaßen: „*Aktivitäten zur Erinnerung an die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus blieben also nach dem Krieg fast ausschließlich jüdischen Initiativen überlassen. Der Grund liegt auf der Hand: Die Denkmalsetzung für jüdische Opfer passte nicht in das österreichische Selbstbildnis, selbst Opfer des Nationalsozialismus gewesen zu sein. Die damit verbundene zwangsläufige Erinnerung an die in Österreich verübten nationalsozialistischen Verbrechen wurde als störend empfunden. Nach wie vor vorhandene antisemitische Vorurteile und Einstellungen spielten sicherlich ebenfalls eine Rolle.*"[2]
Das Gedenken wurde vor allem von den Opferverbänden ehemals politisch Verfolgter für deren nationale und politische Identitätsstiftung bzw. zur Erringung öffentlicher Anerkennung instrumentalisiert. NS-Opfer wurden zu Helden stilisiert, ihr Tod im KZ Lager von seiner schrecklichen Alltäglichkeit und Banalität losgelöst und mit Sinn erfüllt. Die Opfer werden zu Kämpfern für die Freiheit und Überwindung des Faschismus. Darstellungen auf früheren Denkmälern zeigen selbst sterbende Häftlinge in heroischer Pose. Ein Beispiel für die Durchbrechung dieser Topoi ist das 1992 errichtete ungarische Mahnmal auf dem KZ-Opferfriedhof in Ebensee, das einen gebrochenen, bäuchlings am Boden liegenden Menschen, durch den ein tiefer Riss läuft, darstellt.
Im oben geschilderten Zusammenhang bedeutet Gedenken gleichzeitig auch Grenzziehung, Ausblendung und Ausschließung. In dieses Szenario der politischen

Das Denkmal für die jüdischen und politischen Opfer Ungarns am KZ-Friedhof Foto: ZGM 2003.

Sinnstiftung passt das Bild des „nur“ wegen seiner jüdischen Herkunft Verfolgten nicht. Das Fehlen einer spezifisch jüdischen Erinnerungskultur am KZ Opferfriedhof ist aus dieser Tradition erklärbar. Nunmehr wurde seitens der Gedenkstättenleitung in Kooperation mit dem Nationalfonds der Republik Österreich und dem BM für Inneres ein Projekt ins Leben gerufen, dessen Ziel es ist, ein zentrales jüdisches Monument zu errichten. Mehrere österreichische Künstler wurden im Rahmen eines geladenen Wettbewerbs gebeten, Entwürfe für das Mahnmal einzureichen. Eine Jury aus Fachleuten wird gemeinsam mit den Israelitischen Kultusgemeinden im September ein Projekt auswählen und realisieren.

Wo kein Name zurückbleibt, verliert sich die Spur der Opfer

Die Denkmäler am KZ-Opferfriedhof in Ebensee wurden nahezu ausschließlich im Sinne nationalstaatlicher kollektiver Erinnerung errichtet. Vergebens wird man an den Denkmälern und Grabflächen nach Namen von Opfern suchen. Ausnahmen sind die Gedenktafeln für die Luxemburger und Niederländischen Opfer (2006). Letztere versucht, den 57 in Ebensee ermordeten holländischen Bürgern ihre Identität, also Namen und Geburtsdatum wieder zu geben.

Tatsache ist, dass es für die überwiegende Zahl der Opfer des nationalsozialistischen Massenmordes keine Gräber gibt, an denen traditionelles Gedenken möglich wäre. Dort, wo kein Name zurückbleibt, verliert sich auch die Spur der Opfer. Vor allem aber, weil in den Lagern Nummern die Namen der Deportierten ersetzten, sollte zumindest in der Erinnerung den Opfern die Namen zurückgegeben werden.
Im Gegensatz dazu spielte im soldatischen Gedenken an die Gefallenen der Weltkriege die namentliche Nennung der Opfer auf den Kriegerdenkmälern in nahezu allen Gemeinden eine zentrale Rolle.

Die Vernichtung der europäischen Juden blieb bis in die 1960er Jahre ein weitgehend innerjüdisches Thema. In der Folge des Eichmann-Prozesses begann sich der Schwerpunkt der Vergangenheitsdiskurse zu ändern. Serge Klarsfeld war der erste, der in akribischer Detailarbeit die Namen der französischen Opfer der Shoa ermittelte und 1978 als „Le Mémorial de la Déportation des Juifs de France“ veröffentlichte.[3] Am 25. Jänner 2005 wurde in Paris das neue Jüdische Dokumentationszentrum mit einer Mauer, auf der 76.000 Namen der ermordeten französischen Juden eingraviert sind, der Öffentlichkeit präsentiert. In Österreich publizierte das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands die Namen der österreichischen Shoa-Opfer im Jahr 2001. Auch in den KZ-Gedenkstätten wurden Datenbankprojekte vielfach erst in den 1990er Jahren initiiert, die die Basis für eine so weit als möglich lückenlose Häftlingserfassung darstellen. Die Opferdatenbank der KZ-Gedenkstätte Ebensee wird nunmehr ebenfalls für ein Mahnmalprojekt die Grundlagen bieten. Unter dem Titel „Den Opfern die Namen wieder geben“ wird im Lauf des Jahres 2007 ein von KünstlerInnen und ArchitektInnen im Rahmen eines geladenen Wettbewerbs entworfenes Mahnmal realisiert werden, das die Namen aller Opfer trägt. Finanziert wird das Mahnmal durch den Nationalfonds der Republik Österreich und das Bundesministerium für Inneres.

Anmerkungen

[1] Eschebach, Insa , Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik Frankfurt am Main Campus Verlag 2005
[2] Dietmar Seiler: Im Labyrinth der Geschichtspolitik. Die Erinnerungen an die Shoa im öffentlichen österreichischen Gedächtnis,. In: Zeitgeschichte Heft 9/10 Erinnerungsorte, S. 282f
[3] Katharina Wegan, Monument, Macht, Mythos. Frankreich und Österreich im vergleich nach 1945, Studien Verlag, Innsbruck 2005, S. 259f.

Geschichte des KZ-Friedhofs Ebensee

Bericht einer Recherche

von Andreas Schmoller

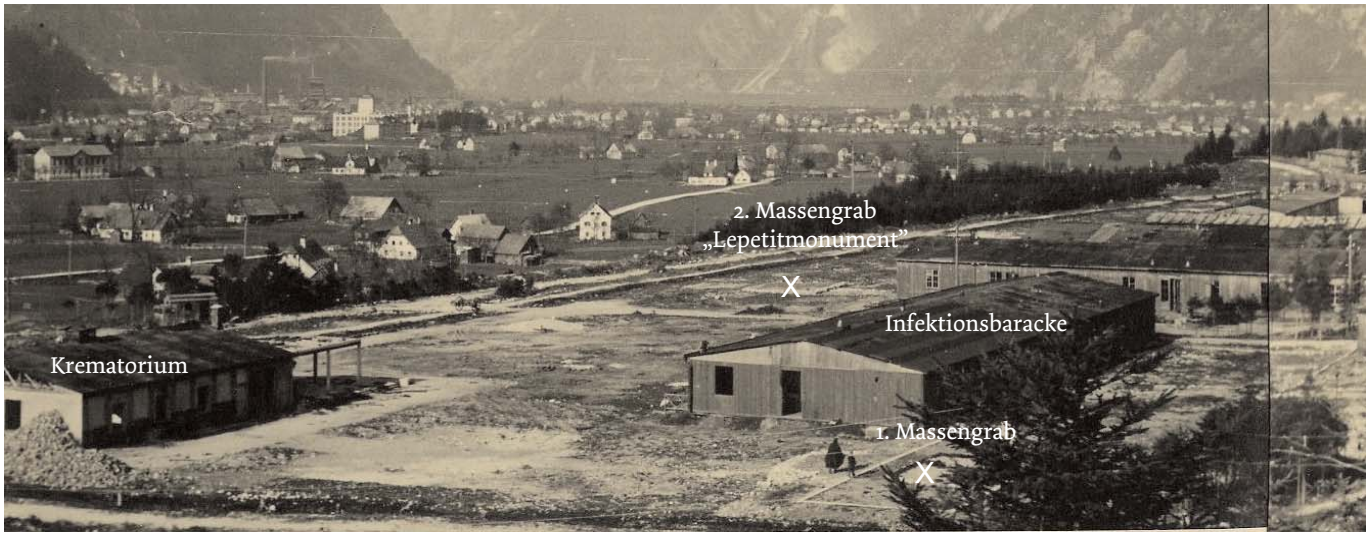


Foto 1: Aufnahme aus dem Lepetit-Album: Auschnitt einer Lageransicht mit dem Ort Ebensee im Hintergrund: aufgenommen im Oktober 1945 anlässlich des ersten Besuches von Hilda Lepetit in Ebensee. Quelle: ZGM, Album Lepetit

Ein wesentlicher Teil der Gedenkstättenarbeit der vergangenen Jahre diente im weiteren Sinne humanitären Aufgaben. Suchanfragen von Opfer-Angehörigen beschäftigen regelmäßig unser Archiv bisweilen verbunden mit der Intention, Gedenktafeln zu errichten oder die Rückführung von sterblichen Überresten zu erwirken. Fragen nach dem Verbleib von Opfern stehen dabei häufig im Zentrum. Auskünfte bedürfen jedes Mal der Recherche und führen dennoch oft zu wenig stichhaltigen Ergebnissen. Vage Vermutungen, ob einzelne Opfer am Friedhof bestattet liegen und ihre Lage lokalisiert werden kann, sind für Angehörige unbefriedigend. Verständnis für unzureichende Auskünfte kann nur erreicht werden, indem die Entstehungsgeschichte des KZ-Friedhofs in Ebensee transparent gemacht wird. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, die Geschichte der Gräber des heutigen Friedhofs darzulegen. Vor 10 Jahren erschien in dieser Zeitschrift ein Artikel von Wolfgang Quatember, der erstmals „die Geschichte der KZ-Gedenkstätte Ebensee" rekonstruierte (Ausgabe 33/1996), auf den an dieser Stelle verwiesen sei.[1]

DIE TOTEN IM KZ EBENSEE

„Nach den Eintragungen im Lagerstandsbuch wurden bis Ende Juli 1944 553 Tote nach Mauthausen transportiert. Von Ende Juli 1944 bis zur Befreiung vermerkt das Lagerstandsbuch 7010 Tote, die im Krematorium von Ebensee verbrannt worden sind. Mit großer Sicherheit wurden im April und Mai 1945 nicht alle unter ‚verbrannt' eingetragenen Toten tatsächlich im Krematorium eingeäschert."[2] Anfang 1945 reichte die Kapazität des Verbrennungsofens (ca. 90 Verbrennungen in 24 Stunden) nicht mehr aus, so dass sich aufgrund der hohen Sterblichkeit Leichenberge bildeten. Dies veranlasste die Lagerführung angesichts des täglich zu erwarteten Eintreffens der US-Armee zur Anlegung zweier Massengräber, die allerdings nicht genau datiert ist. Die Angaben über die Anzahl der Bestatteten variieren ebenfalls. Im Fotoalbum der Familie Lepetit wird die Errichtung des Massengrabs auf die Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1945 datiert. Der Überlebende Italo Tibaldi gibt auf seiner von ihm erstellten Lagerskizze ebenso dieses Datum an. In der Legende dieser Skizze erscheint die Bezeichnung „Erstes Massengrab", das im Plan zwischen der Infektionsbaracke und der Krankenbaracke für Nicht-Juden lokalisiert ist. Laut Aufzeichnungen des französischen Häftlingsarztes Gilbert Dreyfus[3] ließ die SS das erste Massengrab von einem Häftlingskommando am 26./27. April ausheben. Exakte Angaben über den Zeit-

punkt der Entstehung der beiden Massengräber fehlen jedoch.

Im Oktober 1945 besuchte Hilda Lepetit erstmals das ehemalige KZ Ebensee. Sie erfuhr, dass ihr Mann Roberto wahrscheinlich im zweiten Massengrab liege, in dem ca. 1000 Tote vermutet wurden. Die Mailänderin initiierte und finanzierte die Errichtung eines Denkmals über diesem Massengrab, dessen Entstehungsgeschichte bekannt ist und durch zwei Fotoalben der Familie Lepetit, die sich als Leihgabe im Archiv des Zeitgeschichte Museum Ebensee befinden, umfassend dokumentiert ist. Die Fotosammlung mit Aufnahmen aus den Jahren 1945-1948 erlaubt auch die Lokalisierung der beiden Massengräber am KZ-Gelände (s. Foto 1). Am 4. Mai 1948 fand die feierliche Inauguration des Denkmals statt. (s. Foto 4)

Foto 2: Das erste Massengrab im Mai 1948 noch an seiner ursprünglichen Stelle, siehe obiges Foto. Links im Bild ein jüdisches Monument. 1952 wurde dieses Grab hinter des Lepetit-Denkmal verlegt. Foto: Lepetit-Album

Bereits unmittelbar nach der Befreiung des Konzentrationslagers entstand ca. 2 km außerhalb des Lagergeländes, im Ebenseer Ortsteil Steinkogel, ein erster Friedhof. Nach Schätzungen verschiedener Zeitzeugen fanden die amerikanischen Befreier im Lager ca. 1000 Leichen von Häftlingen vor.[4] Die würdige Beisetzung in Einzelgräbern war vor allem von französischen, polnischen und jüdischen Überlebenden des Lagers gefordert worden. Am 2. Juni 1946 erfolgte die Einweihung des Friedhofs und eines monumentalen Denkmals neben der ehemaligen Ischler-Straße.[5] Ehemalige Deportierte, die in Ebensee nach der Lagerbefreiung an den Folgen verstarben, bestattete man ebenfalls auf diesem Friedhof.

1952 führte eine französische Kommission des Ministeriums der A.C.V.G (Anciens Combattants et Victimes de Guerre) die Exhumierung der Opfer des KZ Ebensee am Friedhof Steinkogel und anderen Orten durch, deren Abschluss die Neubestattung am neu errichteten KZ-Friedhof darstellte. Ihr am 15. April 1954 in Bad Ems vorgelegter Bericht erlaubt eine weitgehende Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte des heutigen KZ-Friedhofs Ebensee.[6] Aufschlussreich ist zu dem die erhalten gebliebene Korrespondenz von Hilda Lepetit.

Die Kommission exhumierte zwischen April und Juni 1952 am ersten Friedhof 834 Leichen. Der Friedhof wurde in der Folge aufgelöst. Da bereits 1948 und 1949 insgesamt 91 Exhumierungen und Rückführungen in die Heimatländer stattgefunden hatten, schließt der Bericht, dass 1945 in Steinkogel 925 Leichen beigesetzt worden waren. 1952 konnten nur mehr 306 Tote identifiziert werden. Die Verantwortlichen beklagten, dass die Kreuze mit den Namen der Opfer in der Zwischenzeit häufig umgerissen und später sorglos an anderen Gräbern wieder angebracht worden waren. Die Umbettung der Toten fand am ehemaligen KZ-Gelände linker und rechter Hand des 1948 errichteten Lepetit-Denkmals statt. Unklar ist bis heute, ob das Massengrab unter diesem Denkmal jemals geöffnet wurde. Eindeutige Hinweise fehlen diesbezüglich. Eine verlässliche Angabe über die Anzahl der Toten im Grab ist daher nicht möglich.

Der zweite Schwerpunkt der Kommission betraf das erste Massengrab unweit vom italienischen Denkmal. Am 19. Mai 1952 begann die Öffnung dieses Grabes, die ab einer Tiefe von 4 Meter 40 zur Freilegung von sterblichen Überresten führte. Insgesamt wurden auf einer Fläche von 20 mal sechs Meter 1179 Tote freigelegt.[7] Nicht datierte Filmaufnahmen des Ausseers Walter Ladstätter zeigen Grabungs- und Freilegungsarbeiten von menschlichen Gebeinen, die sich vermutlich auf die Öffnung dieses Massengrabes beziehen. Im Zuge der Arbeiten kamen 656 Häftlingsplaketten zum Vorschein, nur mehr 187 von ihnen konnten entziffert werden, so dass anhand die Häftlingsnummer in einem Teil der Fälle ein Name

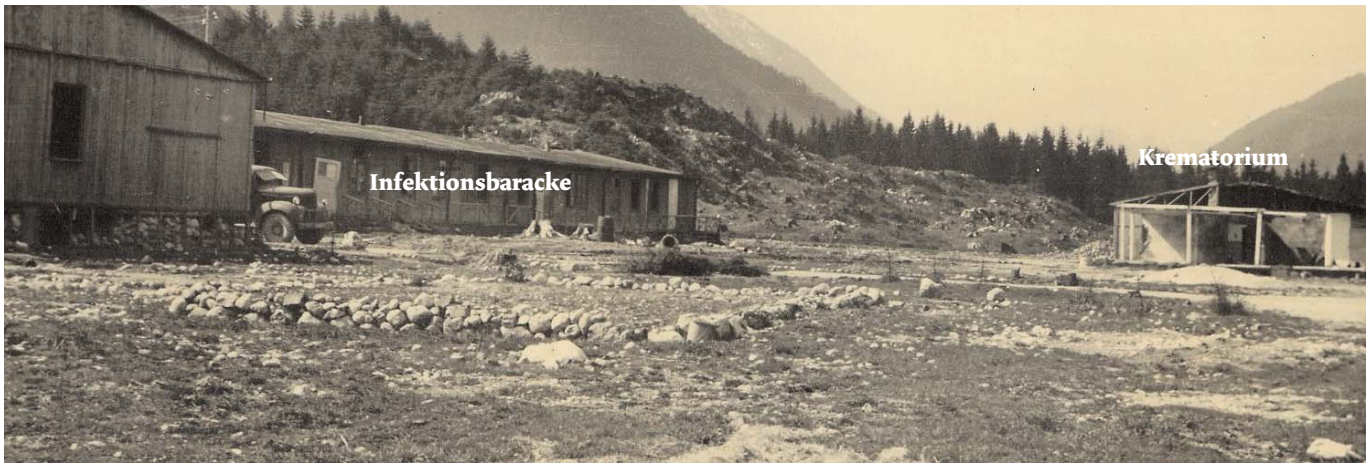


Foto 3: Oktober 1945: Das 2. Massengrab, über dem 1948 das Lepetitdenkmal eingeweiht wird (siehe nächstes Foto), ist mit Steinen umrahmt. Rechts im Bild ist das bereits zerstörte Krematorium zu sehen. Foto: Lepetit

zugeordnet werden konnte. In der Dokumentation der oberösterreichischen Landesbaudirektion Linz vom Dezember 1955 zum KZ-Friedhof Ebensee finden sich 197 im Massengrab gefundene Matrikelnummern. Die Identifizierung der übrigen Toten war nicht möglich. Das Massengrab wurde um ca. 70 Meter verlegt und direkt neben dem Lepetit Denkmal neu angelegt. Zusätzlich bestattete man an dieser Stelle 11 Tote des ersten Friedhofs und 151 Leichen aus Hörsching d.h. insgesamt 1341 Tote.

EXHUMIERUNGEN VON OPFERN DES KZ-EBENSEE IN ANDEREN ORTEN

Häftlinge, die unmittelbar nach der Befreiung in einem der umliegenden Spitäler an den Folgen der Haft umkamen, wurden ursprünglich in den jeweiligen Ortsfriedhöfen beigesetzt. Im Zuge der Arbeit der Kommission wurden die Opfer dort exhumiert, in manchen Fällen repatriiert, mehrheitlich jedoch am neuen KZ-Friedhof bestattet. Exhumierungen fanden unter anderem im September 1951 in St. Wolfgang statt. Von dort wurden 33 Opfer am neuen Friedhof in Ebensee bestattet. In Bad Goisern exhumierte man im Mai 1951 86 Tote, 1 Toter wurde nach Belgien überstellt, 85 nach Ebensee verlegt. Eine russische Delegation hatte bereits im Jahr 1948 Rücküberstellungen von 14 Opfern durchgeführt.
Im Mai 1952 führten Freilegungsarbeiten am Friedhof Bad Ischl zur Überführung von 55 Opfern nach Ebensee, zehn weitere Tote wurden in die Herkunftsländer überstellt. Bis Frühling 1952 waren vier Opfer in St. Konrad bestattet. Es handelte sich um Häftlinge, die nach Ebensee evakuiert werden sollten. In Aurachkirchen wurde zum selben Zeitpunkt ein unbekannter Toter exhumiert, der 1945 am Weg nach Ebensee von einem SS-Soldaten getötet worden war. Erst 1960 fanden Überstellungen von 9 KZ-Opfern von Altaussee nach Ebensee statt, wobei ungeklärt ist, wie und warum diese Personen im Mai 1945 dorthin kamen.

OPFER ANDERER KZ-LAGER AM FRIEDHOF

Ebenfalls 1952 wurden 302 Tote aus den Lagern Gunskirchen und Ebensee, die nach der Befreiung in Hörsching verstarben, im Massengrab und links davon begraben. Der Bericht der Kommission vermerkt des Weiteren die Verlegung von drei Opfern des Nebenlagers St. Valentin nach Ebensee. Aus Steyr erfolgte die Überstellung von 191 Urnengräbern, bei denen es sich um identifizierte Opfer der KZ Gusen und Mauthausen, die im Stadtkrematorium Steyr verbrannt wurden, handelte. 51 Tote des KZ Mauthausen, die in einem Spital in Schönau umkamen, wurden im Dezember 1953 exhumiert und in Ebensee bestattet. Es handelt sich um identifizierte 50 ungarische Juden und einen Russen. Weiters wurden fünf identifizierte Tote des KZ-Friedhofs Linz-St. Martin am KZ-Friedhof Ebensee verlegt. Die Bestattung erfolgte auf jeweils zwei Grabfeldern links und rechts der nunmehr beieinander liegenden Massengräber. Auf einem Grablageplan wird ersichtlich, an welcher Stelle die Opfer anderer KZ-Lager bestattet wurden. Die Bestattung in Einzelgräbern beiderseits des Lepetit-Monuments hielt die oberösterreichische Landesbaudirektion Linz in einem Grablageplan fest. Zusammen mit der Legende[8] wird ersichtlich, dass vor allem die rechte Friedhofsseite unbekannte Opfer enthält. Weiters wird in dem Dokument erklärt: „Von Norden gesehen sind linksseitig die Christen und rechtsseitig die Nichtchristen, vor

Foto 4: Die Einweihung des Lepetit-Monuments am 4. Mai 1948, dem Todestag von Roberto Lepetit. Das Denkmal wurde vom Architekten Karl Winter geplant. Links erkennt man die Reste des Krematoriums. Foto: Lepetit

allem die Juden begraben; freilich konnte die konfessionelle Unterscheidung nur insoferne getroffen werden, als Identifizierungsmerkmale konfessioneller Natur festgestellt wurden." Von einer Trennung nach jüdischen und nichtjüdischen Opfern ist also auch in Bezug auf die Einzelgräber am neuen KZ-Friedhof nicht zu sprechen. Auch auf der linken Seite sind im Grablageplan einige, wenngleich wenige, Gräber mit unbekannten oder jüdischen Toten vermerkt. Nach welchen Kriterien die Bestattung tatsächlich erfolgte, ist aufgrund der vorliegenden Dokumentationen nicht ersichtlich.

Auf Anregung von Angehörigen realisiert das Zeitgeschichte Museum derzeit ein Projekt, das die Anbringung der Grablagepläne mit einer mehrsprachigen Legende bzw. Kommentar an den vier Grabfeldern vorsieht. Nachforschungen werden aktuell auch hinsichtlich einer weiteren unklaren Information bezüglich eines dritten Massengrabes angestellt, die dem Bericht der französischen Untersuchungskommission zu entnehmen ist. Dieser konstatiert nicht näher verfolgte Angaben einer Aschengrube, welche von Ebenseer Arbeitern bei der Errichtung der Gedenkhalle im hinteren Friedhofsbereich entdeckt worden sein soll. Die Kommission markiert in ihrem Friedhofsplan das Aschengrab in unmittelbarer Nähe jener Halle. Nähere Auskünfte fehlen auch in dem sonst so detaillierten Dokument. Über die Lokalisierung etwaiger Aschengruben existierten bislang nahezu keine Informationen. Indizien sind in Berichten von ehemaligen Häftlingen wie jenem von François Wetterwald aus dem Jahr 1946 erhalten, der bezüglich 5. Mai 1945 festhält: „Ich bin bei den Gruben herumgegangen; jenen Gruben, von denen nur wenige wissen, jene Gruben, wo man Tausende Kilo Asche der in den Krematorien verbrannten Körper hineingeschüttet hat. Eine dieser Gruben am Rande der Straße zum Krematoriumsbau ist noch offen. Sie liegt da wie ein klaffendes Loch. Sie enthält die Überreste von mindestens 800 Kameraden, und das ergibt nicht viel Masse."[9] In Kürze stattfindende archäologische Untersuchungen am Friedhofsgelände erlauben womöglich in der nächsten Ausgabe verbindlichere Aussagen. In den zwei bekannten Massengräbern und den Einzelgräbern liegen heute rund 3700 Opfer bestattet. Die Gesamtopferzahl des KZ Ebensee liegt beim derzeitigen Stand der Forschung bei mehr als 8500 Menschen. Die Forschungen von Florian Freund zeigen allerdings auch, dass diese Zahl insofern verzerrend ist, als vor allem in der ersten Lagerphase die Lagerleitung kranke und sterbende Häftlinge nach Mauthausen zurücktransportierte.

Anmerkungen

[1] Der Beitrag ist in einer neuen Fassung im 2005 erschienen Ausstellungskatalog des Zeitgeschichte Museums abgedruckt: Wolfgang Quatember/ Ulrike Felber (Hg.), Republik – Ständestaat – Nationalsozialismus – Verfolgung – Widerstand, Ebensee 2005, S. 198-204.

[2] Florian Freund, Arbeitslager Zement. S. 333.

[3] Gilbert Dreyfus, Cimetières sans tombeaux, Paris: Bibliothèque française 1945.

[4] vgl. Freund a.a.O. 335.

[5] zur Geschichte des ersten Friedhofs siehe vor allem den Beitrag in Quatember/ Felber a.a.O.

[6] Archiv Zeitgeschichte Museum Ebensee (Leihgabe Lepetit): Abschlussbericht der Kommission des Ministerium A.C.V.G.: „Opération d'exhumation et de regroupement de corps de concentrationnaires à Ebensee Haute-Autriche", Bad Ems, am 5. April 1954.

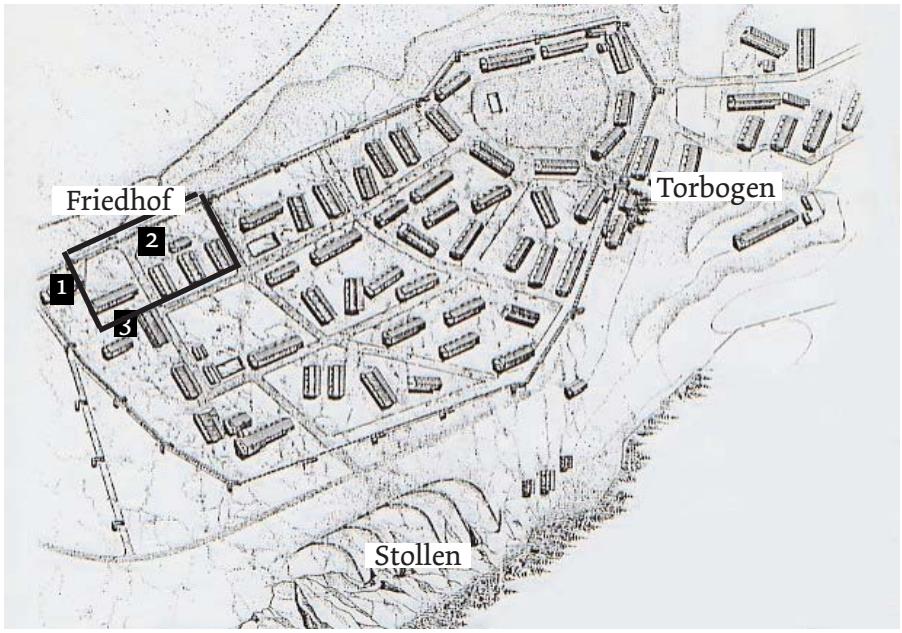
[7] Die Zählung der Toten wurde anhand der Schädel durchgeführt. Die Kommission fand auch Spuren völlig zertrümmerter Schädel und vermutet deshalb, dass insgesamt mehr als die gezählten 1179 Opfer im Massengrab waren.

[8] Archiv Zeitgeschichte Museum Ebensee Sig. KLE 12 und KLE 13.

[9] François Wetterwald, Les morts inutiles, Paris: Les Editions de Minuit 1946, zitiert nach: Judith Moser-Kroiss, Andreas Schmoller (Hg.), Stimmen aus dem KZ Ebensee, Ebensee 2005, S. 187.

Foto 5: Exhumierungsarbeiten 1952: Nach der Öffnung des 1. Massengrabes werden die sterblichen Überreste von 1341 Opfern hinter dem Lepetit-Denkmal wieder bestattet. Im Hintergrund ist bereits die neu errichtete Mauer des nunmehrigen KZ-Friedhofs zu erkennen. Links eine Bauhütte, die Denkmalhalle ist noch nicht vorhanden.
Foto: Lepetit

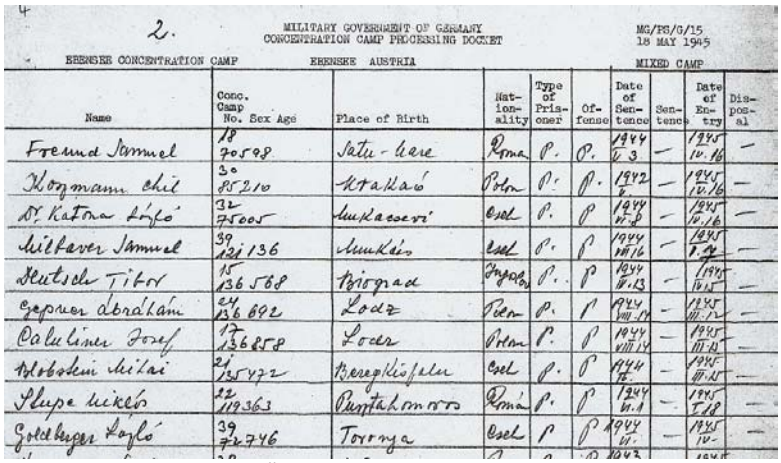
Foto 6: Nach der Auflösung des 1. KZ-Friedhofs im Ortsteil Steinkogel werden zw. April und Juni 1952 die dort exhumierten Leichen links und rechts des Lepetit-Monuments bestattet. Im Bild die eben angelegten Einzelgräber am neuen KZ-Friedhof.
Foto: Lepetit



Lokalisierung der Massengräber auf der Lagerskizze von Italo Tibaldi:
1: Krematorium
2: Lepetit-Massengrab
3: Stelle des 1. Massengrabes vor der Verlegung im Jahr 1952.

Projekt „Häftlingserfassung“

Ein Bericht von Micha Sengschmid (Zivildiener im Zeitgeschichte Museum und der KZ-Gedenkstätte Ebensee)



2.

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY
CONCENTRATION CAMP PROCESSING DOCKET

MG/PS/G/15
18 MAY 1945

EBENSEE CONCENTRATION CAMP — EBENSEE AUSTRIA — MIXED CAMP

Name	Conc. Camp No.	Sex	Age	Place of Birth	Nationality	Type of Prisoner	Offense	Date of Sentence	Sentence	Date of Entry	Disposal
Freund Samuel	18 70598			Satu-Mare	Rom.	P.	P.	1944 V. 3	—	1945 10.16	—
Kozmann Chil	30 85210			Krakau	Pol.	P.	P.	1942	—	1945 10.16	—
Dr. Katona Lajos	32 75005			Miskolcz	Ung.	P.	P	1944 VI.10	—	1945 10.16	—
Silberer Samuel	39 121136			Munkács	Ung.	P.	P	1944 VIII.16	—	1945 7.17	—
Deutsch Tibor	15 136568			Belgrad	Jugosl.	P.	P	1944 VI.13	—	1945 10.15	—
Szpruch Abrahám	24 136692			Lodz	Pol.	P.	P	1944 VIII.14	—	1945 III.12	—
Calvliner Josef	17 136858			Lodz	Pol.	P.	P	1944 VIII.14	—	1945 III.12	—
Klobstein Mihai	21 135472			Beregkisfalu	Ung.	P.	P	1944 VI.	—	1945 III.15	—
Stupa Mikós	22 119363			Puntaharomszek	Rom.	P.	P	1944 VI.1	—	1945 I.18	—
Goldberger Lajos	39 72746			Toronya	Ung.	P	P	1944 VI.	—	1945 10.	—

POLITISCHE ABTEILUNG — 6 Juni 1944

TODESMELDUNG

Schwechat:

1.) Jug-Sch Nr 27441 L a z a r e v i c , Radosav, 8.8.27 Svinjarica geb., ist am 5.6.44-5.00 - verstorben.

Solvay:

2.) Ital.-Sch Nr 57072 C o l z i , Reuso,27.12.13 Poggio a Cajano geb., ist am 5.6.44- 10.30 - verstorben.

3.)Ung.-Jude Nr 68234 G e l b , Miklos, 29.9.02 Satoraljanjhely geb., verübte am 6.6.44. -5.00 - Freitod durch Erhängen.

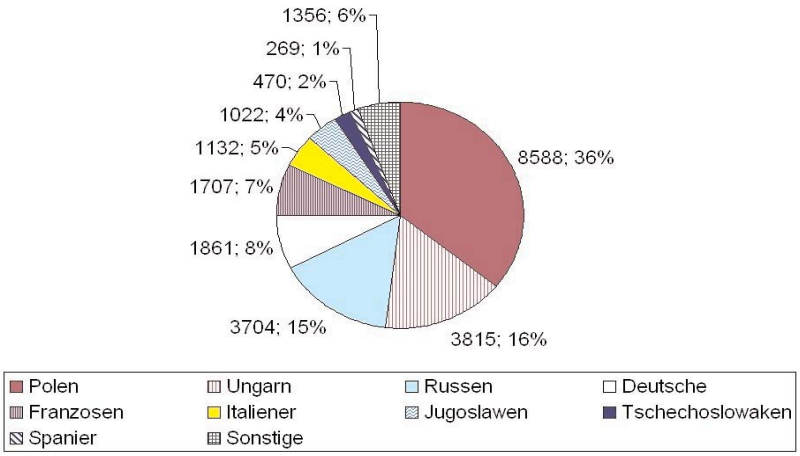
4.)RZA Nr 56034 B u n t s c h u k , Mitrofan, 21.11.13 Rudjakow geb., ist am 6.6.44 - 4.30 - verstorben.

links: Überlebendenliste des Military Government of Austria vom 18. Mai 1945 (NA Washington)
rechts: Todesmeldung aus dem Zentrallager Mauthausen (Instytut Pamieci Narodowej, Warschau)

Nach rund 5 Jahren Arbeit, die in erster Linie von Zivildienern geleistet wurde, ist das Archiv der KZ-Gedenkstätte Ebensee nunmehr im Begriff, ein Großprojekt zumindest zwischenzeitlich abzuschließen.
Die Erfassung aller relevanten Daten von ehemaligen Häftlingen des KZ Ebensee im momentanen Stand von 23924 Datenbankeinträgen kann derzeit insoweit als beendet betrachtet werden, als keine neuen relevanten Quellen zur Verfügung stehen. Es ist jedoch davon auszugehen, dass aufgrund der Eintragungen im Lagerstandsbuch rund 26.500 Häftlinge im KZ Ebensee gewesen sein müssen. Die Differenz zwischen Datenbankeinträgen und tatsächlicher Häftlingszahl beträgt also mehr als 2000. Insbesondere eine beträchtliche Anzahl russischer Häftlinge, die im April 1945 aus dem Lager Melk gekommen waren, dürfte noch nicht registriert sein. Die Zahl der Opfer ist jedoch mit hoher Wahrscheinlichkeit vollständig.
Alle bisher bestehenden separaten Daten von Überlebenden und Opfern wurden in eine Gesamt-Datenbank zusammengefügt. Derzeit existiert eine Datenbank der Überlebenden des Konzentrationslagers Ebensee, die mittlerweile aus 15082 Einträgen besteht. Die Datenbank der Opfer konnte, basierend auf 8113 Einträgen des Wiener Historikers Dr. Florian Freund, noch erweitert werden und umfasst bereits 8842 als verstorben vermerkte Häftlinge. Alle ehemaligen KZ-Insassen wurden erfasst, die vor und nach der Befreiung, bis etwa 1946, an den Folgen der Haft gestorben sind.
Als Basis für die insgesamt 23924 Einträge standen nach und nach mehrere Quellen zur Verfügung. Aufgrund der peniblen „KZ-Bürokratie“ wurden nahezu alle Häftlingstransporte und Opfer in Listen und Lagerstandsbüchern erfasst. Obwohl das Lagerpersonal in den letzten Tagen vor Eintreffen der Alliierten versuchte, die Spuren der „Bürokratie des Todes“ zu vernichten, blieben zahlreiche Dokumente erhalten.
Neben der bestehenden Datenbank des Mauthausen Archivs, Überlebendenlisten und Opferlisten aus den National Archives in Washington und Überlebendenlisten aus Yad Vashem (mit einer kleinen Liste polnischer Opfer von 1946) standen die Kartothek des DP-Camps Ebensee und eine historische Kartothek des polnischen Komitees in Ebensee zur Verfügung. Als weitere wesentliche Quellen standen Transportlisten und Todesmeldungen aus dem Zentrallager Mauthausen, die aus dem Archiv der Gedenkstätte aus Wien und aus dem „Instytut Pamieci Narodowej“ – dem Nationalen Institut für Erinnerung in Warschau - stammen, zur Verfügung. Diese Quellen dokumentieren im Besonderen die großen Häftlingsbewegungen von Mauthausen in die Nebenlager. Als weitere Quellen zur Erweiterung der Toten-Datenbank standen uns der französische Exhumierungsbericht von 1954 und eine Auflistung pol-

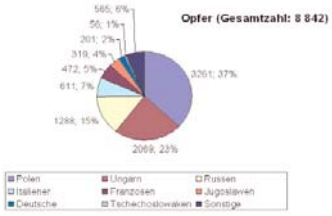
nischer KZ-Opfer von Zbigniew Waruszynski aus dem Jahr 1947 zur Verfügung.
Absolut lückenlos wird die Häftlings-Datenerfassung nie sein. Die große Anzahl der Häftlinge und die Tatsache, dass im Chaos und der folgenden Euphorie der Lagerbefreiung eine Registratur der letzten Transporte und der Opfer nur mehr ansatzweise erfolgen konnte, lässt den Schluss zu, dass die Zugänge ins Lager Ebensee ab April 1945 nicht mehr lückenlos verzeichnet wurden. Diese Feststellung betrifft vor allem die großen Transporte aus Wolfsberg (ein Nebenlager von Groß-Rosen) und die Evakuierungstransporte aus Melk.
Probleme bereitete die unterschiedliche Schreibweise und Fehler bei Häftlingsnamen und Geburtsorten. Die von der NS-Verwaltung produzierten Quellen weisen ungenaue, oft „eingedeutschte" Schreibweisen auf. Insbesondere bei relativer Namensgleichheit (z.B. Schwarz, Schwarcz, Swartz u.a) war, um Doppelregistrierungen und Verwechslungen zu vermeiden, exakte Recherche notwendig. Für die italienischen Häftlinge etwa konnte auf Basis einer Liste des Vizepräsidenten der ANED, Italo Tibaldi, die richtige Schreibung der Namen und des Geburtsortes eruiert werden.
Basierend auf dem Projekt „Häftlingserfassung" soll im Jahr 2007 ein Denkmal für alle Opfer des KZ Ebensee entstehen, auf welchem alle registrierten Toten des Konzentrationslagers namentlich erwähnt werden. Dieses Projekt wird Dr. Florian Freund wissenschaftlich beraten und begleitend ein Totenbuch des KZ Ebensee publizieren.
Hauptzweck der Häftlingsdatenbank bleibt auch weiterhin die Möglichkeit, nach ehemaligen Häftlingen, Verstorbenen und Überlebenden des Konzentrationslagers zu recherchieren. Das Datenbankprojekt jedoch soll vor allem Basis für eines sein: Der Erinnerung an die Opfer für die Zukunft einen Namen zu geben.
Die Häftlingsdatenbank (23 924 registrierte Lagerinsassen) der KZ-Gedenkstätte Ebensee bietet die Möglichkeit, statistische Recherchen anzustellen: Erste Ergebnisse sollen an dieser Stelle präsentiert werden.

NATIONALITÄTEN IM KZ EBENSEE



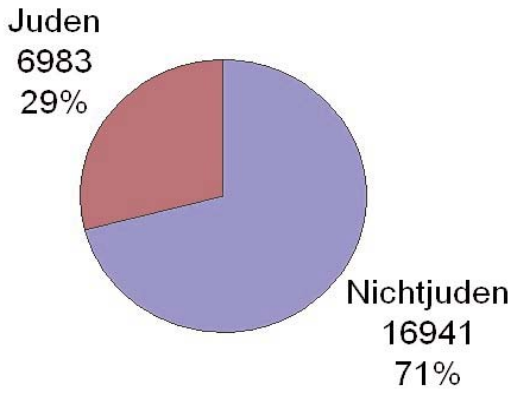
(ersichtlich aus der Häftlingskategorie und/oder aus dem Nationalitätseintrag) Es ist davon auszugehen, dass ein wesentlicher Teil insbesondere der sowjetischen Häftlinge, die im April 1945 aus dem Nebenlager Melk nach Ebensee kamen, nicht registriert ist - eine Statistik des ehemaligen Lagerschreibers Drahomír Bárta weist am 3. Mai 1945 4258 sowjetische Häftlinge aus - das sind um rund 500 mehr als in unserer Datenbank verzeichnet![1]

OPFER UND NATIONALITÄT IM KZ- EBENSEE

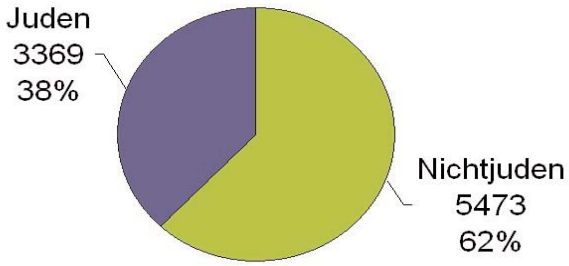


Die Mortalität der Häftlinge in Bezug zur Gesamthäftlingszahl beträgt im Lager Ebensee 37 % (8 842 von 23 924registrierten Häftlingen). Die besonders hohe Mortalität bei Ungarn und Italiener (jeweils 54 %) ist signifikant über dem Durchschnitt. Bei den Ungarn ist dies vor allem auf den hohen Anteil jüdischer Häftlinge zurückzuführen. Für die hohe Opferzahl der Italiener werden von Überlebenden vor allem zwei Erklärungen

ANTEIL DER JÜDISCHEN HÄFTLINGE



ANTEIL DER JÜDISCHEN OPFER



angegeben: Einerseits die Rolle als „Verräter“ nach dem Sturz Mussolinis 1943 und die daraus resultierende besonders schlechte Behandlung durch die SS. Zum anderen wurden die Italiener in der Häftlingsgesellschaft zu Unrecht als „Faschisten“ gebrandmarkt und konnten im Allgemeinen nur mit geringer Solidarität der Mithäftlinge rechnen. Bemerkenswert ist die geringe Opferzahl der Spanier, so kamen nur 2 von 269 Spaniern im KZ Ebensee ums Leben. Diese eklatant niedrige Zahl ist im Wesentlichen darauf zurückzuführen, dass die Spanier aufgrund der langen Lagererfahrung (seit 1940 in Mauthausen inhaftiert) äußerst gut organisiert waren und oft privilegierte Positionen (Blockälteste, Stubenälteste, Friseure, Kapos, Stubendienste etc.[2]) inne hatten.[3] Darüber darf jedoch nicht übersehen werden, dass tausende RepublikanischeSpanier beim Lageraufbau in Mauthausen ermordet wurden.

QUELLEN, AUF DENEN DIE HÄFTLINGSERFASSUNG BERUHT:

- Archiv Museum Mauthausen (AMM - umfasst eine in Arbeit befindliche Datenbank und diverse Listen aus dem Zentrallager Mauthausen):
12063 Häftlinge vermerkt
- Datenbank Dr. Florian Freund (rund 90 % der Toten des KZ Ebensee), **8113** Häftlinge vermerkt
- **Transportlisten, 7318** Häftlinge vermerkt
- **Yad Vashem** (Überlebendenlisten und eine Opferliste ab Mai 1945, zum Teil polnisch, zum Teil von der amerikanischen Militärregierung), **6955** Häftlinge vermerkt
- **National Archives Washington** (Überlebenden- und Totenlisten des Military Government of Austria, geringe Teile davon Listen nach Nationalitäten geordnet), **5591** Häftlinge vermerkt
- **Instytut Pamieci Narodowej** (Nationales Institut für Erinnerung, Warschau: Transportlisten und Todesmeldungen vom Zentrallager Mauthausen), **2722** Häftlinge vermerkt
- **Registrierkarten des DP-Camps** in Ebensee und des polnischen Komitees im befreiten Lager (großteils Polen), **2210** Häftlinge vermerkt
- **Zbigniew Waruszynski, Polskie straty w Austrii, Gmunden 1947** (Buch der polnischen Opfer in Österreich (1939-1945), umfasst mehrere Listen der Ebenseer KZ-Opfer), **960** Häftlinge vermerkt
- **Exhumierungsbericht 5.April 1954** (Bericht des französischen Ministeriums ACVG zur Verlegung des KZ-Friedhofs Steinkogl), **771** Häftlinge vermerkt
-**Sonstige Quellen** (Internet-Recherchen, Standesamt Bad Goisern, Überlebendenkontakte...)
ca. 250 Häftlinge vermerkt.

Anmerkungen

[1] Vgl. Freund, Florian: Arbeitslager Zement, Wien, Verlag für Gesellschaftskritik 1991, S.157.
[2] Jean Lafitte: Die Lebenden (Ausschnitt) 1947/1958 – In: Judith Moser-Kroiss/ Andreas Schmoller (Hg.), Stimmen aus dem KZ Ebensee, Ebensee 2005, S.130.
[3] Vgl. Freund, a.a.O., S.158 ff.

Der exportierte Held

Die Biografie des Sepp Plieseis und ihre Rezeption

von Klaus Kienesberger

40 Jahre nach seinem Tod bietet die Biografie von Sepp Plieseis – Kopf der Partisanenbewegung im Salzkammergut und somit Symbolfigur des Widerstands gegen den Nationalsozialismus – weiterhin Anlass für Forschung und Diskussionen. Dabei liegen die Forschungsperspektiven weniger in den Taten und Handlungen (die Widerstandsaktivitäten im Salzkammergut in der Zeit zwischen 1934 und 1945 waren bereits im Zuge mehrerer Projekte Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen), vielmehr bietet die Rezeption des Lebens Plieseis' erstaunliche Multidimensionalität - angesiedelt an der Schnittstelle zwischen Regional- und Weltgeschichte, an der Grenze zwischen West und Ost, am Übergang zwischen Fakten und Fiktionen. In der Folge sei anhand eines Dreischritts skizziert, welche Entwicklung und Deutung die Biografie des Sepp Plieseis zwischen 1945 und 1978 durchlief.

PLIESEIS – EIN LEBEN, EINE BIOGRAFIE

Sepp Plieseis' Biografie (die an dieser Stelle nicht ausführlich wiedergegeben werden soll, da sie nicht ursächlich Forschungsgegenstand ist) trägt alle Elemente einer Abenteuer-Story: Spannung, Gefahr, Abwechslung. Er war Sozialdemokrat, Kommunist, Spanienkämpfer, Lager-Internierter, KZ-Häftling, KZ-Flüchtling, Partisanenkämpfer, Exekutivorgan und letztlich kommunistischer Funktionär. Stoff für einen Roman, der auch geschrieben wurde. Im Jahr 1946 erschien unter Plieseis' Namen eine Biografie mit dem Titel „Vom Ebro zum Dachstein", in welcher er seine Kämpfe und sein Überleben zwischen 1937 und 1945 beschreibt."[1] Plieseis verfasste den Text gemeinsam mit dem deutschen Schriftsteller Rudolf Heinrich Daumann – wobei letzterer wohl eher als „Ghostwriter" agierte.[2] Denn die eigenen Schreibversuche Plieseis' wirken stilistisch zu unsicher und ungelenk, wie die wenigen von ihm erhaltenen Texte, darunter das knapp 30 Seiten starke Manuskript „Vom Ebro zum Traunsee"[3] sowie ein Leserbrief an die Redaktion des „Neuen Mahnruf" beweisen. Redaktionell bearbeiteten der 1943 nach seinem Bruch mit den Nationalsozialisten nach Bad Goisern gekommene Schriftsteller Arnolt Bronnen sowie der aus Bad Goisern stammende Journalist und Schriftsteller Franz Kain die Biografie Plieseis' nach.[4] Bronnen arbeitete 1946 neben seiner Tätigkeit als Redakteur bei der „Neuen Zeit" in Linz als Lektor beim Verlag „Neue Zeit", in welchem auch „Vom Ebro zum Dachstein" erschien.

Die exakte Urheberschaft des Textes ist heute weitgehend unbekannt, selbst Vertraute dürften über die Co-Autorenschaft Daumanns lange Jahre nicht Bescheid gewusst haben. Die Zusammenarbeit von Daumann und Plieseis erscheint angesichts der verfügbaren Informationen nicht unlogisch, hat sich Daumann doch während der NS-Zeit vorwiegend mit utopischen Themen beschäftigt[5] und lässt er doch vor Beginn und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Nähe zur ArbeiterInnenbewegung erkennen. Das „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller" vermerkt zu Daumann (1896-1957), der auch unter dem Pseudonym „Haerd" auftrat, der Bauernsohn habe als Volksschullehrer gearbeitet und sei im 1. Weltkrieg schwer verwundet worden. Daumann war zeitweilig als Zeitungskorrespondent in Afrika und Amerika tätig, danach arbeitete er wieder als Lehrer. 1933 schließlich wurde er aus dem Schuldienst entlassen und lebte fortan als freier Schriftsteller in Potsdam. 1943 wurden seine Bücher offensichtlich verboten, der Grund dafür sei die Verspottung von Nazis gewesen. Anschließend soll er als Mitglied der illegalen KPÖ am antifaschistischen Widerstandskampf der Jahre 1944/45 teilgenommen haben. Das erklärt auch das Zusammentreffen mit Sepp Plieseis in Bad Aussee. 1946 kehrte Daumann nach Deutschland – genauer in die spätere DDR – zurück, war Sendeleiter des Landessenders Potsdam und anschließend wieder freischaffender Schriftsteller.[6]

PLIESEIS – EIN LEBEN, *EINE* BIOGRAFIE?

Mehr als 20 Jahre ruhten die Erlebnisse Plieseis, dann griff ein DDR-Schriftsteller namens Julius Mader den Stoff auf und brachte „Vom Ebro zum Dachstein" unter dem Titel „Partisan der Berge"[7] im Militärverlag der DDR neu heraus. Mit Erfolg: „Partisan der Berge" erschien bis 1989 in drei europäischen Staaten in sieben Auflagen, darunter fallen drei Auflagen in der DDR (1971, 1978 und 1987), zwei

Auflagen in Österreich (Globus-Verlag, 1971 und 1987) sowie eine Auflage in der CSSR (Bratislava 1975). Insgesamt umfassten die sieben Auflagen 47.000 Exemplare.[8] Neben kleinen sprachlichen Änderungen, um den Text für den DDR-Markt lesbarer aufzubereiten, stechen bei genauerer Analyse auch inhaltliche Veränderungen am Ursprungstext ins Auge, mit welchen sich unter anderem bereits der oberösterreichische Autor Erich Hackl beschäftigt hat.[9]

Die Biografie dieses Julius Mader (1928-2000)wirkt auf den ersten Blick unspektakulär. Mader studierte Wirtschaftswissenschaften, Journalistik und Staats- und Rechtswissenschaften an den Universitäten Berlin und Jena, der Hochschule für Binnenhandel in Leipzig und an der DASR Potsdam Diplomwirtschaft. 1958 trat er der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) bei, 1965 promovierte er zum Dr. rer. pol. Zuerst war er im Binnenhandel tätig, bis 1959 arbeitete er als stellvertretender Chefredakteur der Publikation „Der Handel", ab 1960 war er vorwiegend als freischaffender Schriftsteller tätig. Seinen Schwerpunkt legte er auf Reportagen und Dokumentationen über die NS-Zeit, darunter auch „Der Banditenschatz", in dem er die Geschichte des Geldfälscherkommandos des KZ Sachsenhausen unter die Lupe nahm. Fallweise fungierte er für diverse TV-Produktionen als historischer Berater. Mittlerweile ist nachgewiesen, dass Mader als Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) verzeichnet war. Julius Mader arbeitete als Redakteur im Verlag „Die Wirtschaft" an einer Dokumentation über den amerikanischen Geheimdienst, als er in Kontakt mit der Staatssicherheit kam und 1958 zunächst als inoffizieller Mitarbeiter durch den Leiter der Abteilung „Agitation", Günther Halle, angeworben wurde.[10] Ab 1962 fungierte „Thomas Bergner" – so sein Deckname - als „Offizier im besonderen Einsatz" (OibE) im Rang eines Hauptmanns – angebunden an der Abteilung „Agitation" des MfS.[11] In dieser Funktion war Julius Mader auch für Öffentlichkeitsarbeit und Spezialpropaganda verantwortlich. Die Zusammenarbeit wird als „äußerst produktive und wirkungsvolle Verbindung" bezeichnet, die mit der Schrift „Alles Gangster in Aktion" über den amerikanischen Geheimdienst erste Früchte trug. Es folgten 32 Buchtitel mit 121 Auflagen und 5,2 Millionen Exemplaren, die in 18 Sprachen übersetzt wurden.[12]

Als MfS-Mitarbeiter dürfte Mader mit den Arbeitsmethoden des MfS vertraut gewesen sein, die vor allem für Spezialpropaganda von Relevanz waren. Spezialpropaganda umfasste vom MfS initiierte Desinformationskampagnen in westlichen Staaten, insbesondere in der Bundesrepublik. Insofern dürften in die Werke Maders immer wieder auch geheimdienstliche Informationen und Know-how eingeflossen sein. Markus Gross tituliert Julius Mader als „Hauspublizist" des DDR-Staatssicherheitsdienstes, der die Medien der DDR immer wieder mit Informationen und Dossiers versorgte.[13] Tatsächlich sind die meisten Publikationen Maders als Auftragsarbeiten zu qualifizieren, mit denen die DDR-Spitze „die nationalsozialistische Belastung westdeutscher Eliten sowie die strafrechtliche Untätigkeit der Bundesrepublik anprangerte und sich selbst konsequente Aufarbeitung und Strafverfolgung attestierte" – Maders Bücher zählten zu jenen Veröffentlichungen, in denen Eliten der BRD „tatsächliche oder vermeintliche Vergehen in der Zeit des Nationalsozialismus" vorgeworfen wurden.[14]

SELBSTDARSTELLUNG

Josef Plieseis
Foto: ZGM

In einem dem Zeitgeschichte-Museum „zur beliebigen Verwendung" übermittelten „Scherenschnitt"[15] seiner Person lernt man Julius Mader in seiner Selbstdarstellung kennen. Er tituliert sich als „namhaften Publizisten" und „international bekannten Dokumentaristen", erwähnt seine Mitgliedschaft beim Schriftstellerverband sowie beim Journalistenver-

band der DDR und zitiert „Meyers Taschenlexikon: Schriftsteller der DDR“: „Insgesamt kommt Mader mit seinen massenwirksamen Büchern ein beachtlicher Anteil an der breiten Aufklärungsarbeit im Kampf gegen den Faschismus und heutigen Imperialismus zu.“[16]

Maders Spezialgebiete umfassten einerseits die Dokumentation des Lebens und der „Untaten“ des Wiener SS-Obersturmbannführers im SD des Reichssicherheitshauptamtes Otto Skorzeny, zu diesem Thema erschien „Jagd nach dem Narbengesicht.“ Sein zweites „Hauptwerk“ publizierte er unter dem Titel „Der Banditenschatz – Ein Dokumentarbericht über Hitlers geheimen Gold- und Waffenschatz“ und beschäftigte sich mit den „Spuren des SD-Geldfälscherkommandos aus dem KZ Sachsenhausen“. Damals kam er bereits mit dem Salzkammergut in Berührung, da das Geldfälscherkommando bis ins KZ Ebensee und weiter zum bis heute geheimnisumrankten Toplitzsee im steirischen Salzkammergut führte. Mader war nach eigenen Angaben damals selbst zu Recherchezwecken im Salzkammergut und dürfte zu dieser Zeit auf die (Lebens-) Geschichte des Sepp Plieseis gestoßen sein.

In Maders selbstverfasster Biografie heißt es dazu: „Besondere Verdienste erwarb sich Dr. Mader in der antifaschistischen Traditionspflege im Falle des Österreichers, Kommunisten und Partisanen Sepp Plieseis. Er griff das Memoirenbuch von Plieseis ‚Vom Ebro zum Dachstein’, das bereits 1946 im Linzer Verlag Neue Zeit erschienen und inzwischen weithin unbekannt geworden war, 1971 in der DDR auf, reicherte es biografisch wie dokumentarisch an und half es erfolgreich international zu verbreiten.“[17] Dabei handelte es sich um die DDR-Version, die unter dem Titel „Partisan der Berge“ unter Maders Herausgeberschaft erschienen ist.

KOMMENTAR UND ANREICHERUNG?

Damit wird ein entscheidender Widerspruch offenbar. Im einem Beitrag in den „Mitteilungen der Gesellschaft Österreich – Deutsche Demokratische Republik“ verweist Mader im Gegensatz zur zuvor erwähnten „Anreicherung“ auf seine scheinbar unbeteiligte Herausgeberschaft: „Dem Bestseller dieses längst international populären österreichischen Autors fügte ich nur ein knappes Vorwort hinzu (...).“[18] Mader konterkariert dies außerdem im Vorwort selbst, indem er schreibt: „In seinem (Plieseis´, Anm.) Nachlass fand ich unter anderem auch sein Buchmanuskript ‚Vom Ebro zum Dachstein – Lebenskampf eines österreichischen Arbeiters’.“[19] „Vom Ebro zum Dachstein“ war ein publiziertes Buch, beileibe kein Manuskript, das zur „Weiterverarbeitung“ einlädt. Bei der im DDR-Militärverlag erschienenen Neuauflage handelt es sich mitnichten um eine „Anreicherung“, auch nicht um die Neuherausgabe mit einem „knappen Vorwort“: Vielmehr nahm Mader wesentliche inhaltliche Eingriffe vor. Dabei erhalten manche Textpassagen der ursprünglichen Version eine massiv veränderte Bedeutung, andere Passagen wurden überhaupt aus dem Buch gekippt oder völlig umgeschrieben.

Plieseis wurde dadurch von Julius Mader zu einer Heldenfigur stilisiert. Denn während „Vom Ebro zum Dachstein“ ein klares Produkt seiner Zeit war, eine ideologisch „aufmunitionierte“ Abenteuerbiografie mit antifaschistischem (nicht im DDR-Sinne) Mehrwert, verfolgte Julius Mader mit der Neuherausgabe ein klares Ziel. Der Text sollte dem zeitlichen Kontext entrissen und in Zeitlosigkeit transformiert werden, konkret in zeitlose Repräsentanz und Rechtfertigung „antifaschistischer“ Grundelemente des „besseren“ deutschen Staates – der DDR. Nach dieser Lesart rücken der reale Sepp Plieseis und sein Kampf gegen den Nationalsozialismus in den Hintergrund. Er wird zum Symbol des unermüdlichen Kampfes des DDR-Systems gegen eine feindliche westliche, faschistische oder zumindest imperialistische Welt, oder – wie es Julius Mader im Nachwort zu „Partisan der Berge“ ausdrückt – zum „Mahner und Warner vor den neuerlichen Gefahren, die sich aus dem Wuchern von BRD-Monopolen in Österreich für sein Heimatland (wohl eher für die DDR und die übrigen kommunistischen Staaten, Anm.) ergaben.“[20] Sepp Plieseis rennt als universell einsetzbarer antifaschistischer Don Quichotte gegen die faschistischen Windmühlen – aber weniger gegen jene des Deutschen Reichs als gegen jene der in den 70er Jahren vom SED-Staat propagierten Feindbilder.

Eine Analyse der am Ursprungstext vorgenommenen Änderungen lässt erkennen, dass diese dazu dienten, den Text im Sinne der in der DDR offiziell gepflogenen marxistisch-leninistischen Ideologie „brauchbar“ zu machen:[21] Die Ergebnisse reihen sich in jenes starre Freund-/Feindbildschema ein, welches in der marxistisch-leninistischen Propaganda vermittelt wurde. In verkürzter Darstellung reduzierte diese den offiziell geprägten öffentlichen Diskurs auf eine Überhöhung der Leistungen des Sozialismus und auf ein antagonistisch gezeichnetes Bild des Westens, insbesondere der BRD, in deren Darstellung die nationalsozialistischen Kontinuitäten hervorgehoben wurden.

Originalausgabe 1946

PLÖTZLICH EIN SOZIALISTISCHER HELD

Eine wichtige Rolle in den DDR-Kommunikationsschemata nahmen so genannte sozialistische Heldenfiguren ein, welche als „leuchtende Beispiele des Sozialismus", als „role models" einer sozialistischen Gesellschaft kommuniziert wurden. Dabei handelt es sich um „politisch stilisierte Erfahrung und Erinnerung, die von der Realgeschichte der NS-Verfolgung und des Widerstandes, von den in der Opposition gegen Hitler entwickelten Neuordnungsplänen wie auch von den Schicksalen der Betroffenen oft weit entfernt ist."[22]

Die dadurch gepflogene spezielle Ausrichtung der Kommunikation veränderte reale Biografien „bis zur Unkenntlichkeit".[23] „Aus alltäglichen Menschen wurden heroisch leidende, heroisch kämpfende und heroisch siegende Helden und Heldinnen; Wegbereiter einer ‚neuen Zeit' und eines ‚neuen Menschen', die als solche in den Rang der Unsterblichkeit gehoben wurden. Nicht das reale Subjekt, ein Individuum erschien in der Abbildung, sondern ein Typus, eine Funktion im Gesamtzusammenhang."[24] Posthum löste sich ihr symbolisch verwendeter Namen von den Personen und Persönlichkeiten. Die Namen wurden zu austauschbaren Symbolen eines „anti-faschistischen Typus" und waren nicht mehr auf den individuellen antifaschistischen Kampf und den individuellen Lebenslauf bezogen. Antonia Grunenberg findet dafür eine einfache, untergründig vermittelte Botschaft: „So war es nicht, aber so soll es (gewesen) sein."[25]

Das Problem bei der Konstruktion typischer sozialistischer HeldInnen war, dass der Konnex zur Realität des antifaschistischen Widerstandes entwurzelt wurde: „Die Stilisierung wurde gegenläufig zur Verlassenheit des Kämpfers, zu seinen Demütigungen durch die totalitäre Gewaltherrschaft und die eigene Seite, zu seinem dauernden existenziellen Bedrohtsein und seiner Todesangst vorgenommen. So fand in der Ästhetisierung eine Enteignung der Persönlichkeit, eine Entpersonalisierung statt, die den Beteiligten im Extremfall weder ihr authentisches Leben (...) noch ihren eigenen Tod ließ."[26] Die ästhetische Symbolik im anti-faschistischen Kontext resultierte in einer Form kollektiver Realitätsverweigerung: „Sie überhöhte den anti-faschistischen Kampf in der symbolischen Dreiheit von Kämpfen – Sterben – Siegen, bis er die Realität vollständig überdeckte."[27]

Die Zielsetzung der ästhetischen Inszenierung bestand in strategischer Ausrichtung darin, aus der antifaschistischen Perspektive heraus die politische Ordnung zu legitimieren. So wurde beispielsweise das Leben und Wirken der antifaschistischen Widerstandskämpfer „optisch sinnfällig und direkt zur Vorstufe des ersten sozialistischen Staates auf deutschem Boden erklärt."[28]

DIE GESCHICHTE DER SOZIALISTISCHEN HELDINNEN

Das Konzept der sozialistischen HeldInnen geht auf die theoretisch durch Friedrich Nietzsche, Karl Marx, Maxim Gorki und Anatoli Lunatscharski grundgelegte Vorstellung vom „neuen Menschen" zurück und tauchte im April 1934 erstmals in institutionalisierter Form auf, als in der Sowjetunion erstmals der Titel „Held der Sowjetunion" verliehen wurde.[29] Die Heldenformierung entwickelte sich über den „Helden der Arbeit", der auf der Stachanov-Bewegung fußt und schließlich als „Held der sozialistischen Arbeit" tituliert wurde.[30]

Die „neuen Menschen" blieben nicht auf die UdSSR beschränkt sondern tauchten nach Ende des Zweiten Weltkriegs in ganz Osteuropa und in der DDR auf. Silke Sat-

jukow und Rainer Gries unterscheiden drei verschiedene sozialistische Heldentypen: Kulturhelden, politische Führer-Helden und Kriegerhelden.[31] Sepp Plieseis ist wohl primär in drittere Kategorie zu rechnen, mit Abstrichen auch in zweitere. Er zählt somit zu jenen Menschen, die „als Repräsentanten der sich entwickelnden sozialistischen Gesellschaften ein ganz neuartiges, außergewöhnliches, niemals zuvor dagewesenen Phänomen" darstellen sollten.[32]

HELDENSCHEMA

Das Ziel der HeldInnenkommunikation war das Ende der HeldInnenverehrung. Wenn aus jedem Menschen ein/e Heldin erwächst, sind die explizit am Podest stehenden nicht mehr notwendig. Dieser Zugang wurde von der Sowjetunion ausgehend in die osteuropäischen Staaten exportiert, es entstand eine regelrechte Blüte an Heldenerzählungen und Heldenkonstruktionen. Zur Gesellschaft gleichrangiger HeldInnen konnte die Entwicklung der „sozialistischen Gesellschaft" nicht schreiten, auf heldenhafte Prototypen wollten und konnten also weder die UdSSR noch die verknüpften Staaten verzichten. Es entstanden regelrechte Blaupausen sozialistischer Heldenbiografien. Silke Satjukow und Rainer Gries entwickelten die Vita eines „Musterhelden", welche die wesentlichen notwendigen Elemente des Heldenmusters beinhaltet. Dies wird nun mit der Vita von Sepp Plieseis in Verbindung gesetzt.

DER „HELD" SEPP PLIESEIS

Sepp Plieseis war ein später sozialistischer Held. Die erste Ausgabe von „Partisan der Berge" aus dem Jahr 1971 verfehlte die Hochkonjunktur der „antifaschistischen" Helden um satte 20 Jahre. Dennoch treffen die Grundmuster des sozialistischen Helden auf die Konstruktion des „Helden" Sepp Plieseis zu:[33]

„Der künftige Held entstammt einfachen, bescheidenen Verhältnissen."[34] Die Herkunft Plieseis´ ist geradezu für eine Heldensaga prädestiniert. Sein Vater Johann ist Schuhmacher und Maurer, er selbst beginnt als Hilfsarbeiter in Bad Ischl.[35]
„Sein Umfeld ist intakt. Der Vater ist im besten Fall weitsichtig und fürsorglich, die Mutter erfüllt getreu ihre weiblichen Pflichten."[36] Aus den vorliegenden Materialien lässt sich das nicht eruieren, die Rolle der Mutter in der biografischen Darstellung Plieseis' lässt aber durchaus auf eine fürsorgliche Mutter schließen.
„Kindheit und Jugend spielen im Arbeitermilieu, zumindest ein Elternteil ist Mitglied der Gewerkschaft oder sogar der Partei."[37] Bereits in seiner Kindheit kam Plieseis mit der Sozialdemokratie in Berührung, er selbst schreibt: „Angeregt durch mein Elternhaus war auch ich seit meiner frühesten Jugend in der sozialistischen Bewegung tätig. Ich war in Ischl einer der Führer der sozialistischen Jugend."[38] Plieseis war Mitglied in mehreren sozialdemokratischen Organisationen.
„Das Kind fällt schon früh auf; schon im zarten Jugendalter kann sich die Berufung zum Helden offenbaren: Sei es, dass der Heranwachsende erkennt, dass er das Elternhaus verlassen muss, um seine fachlichen Kenntnisse und Fertigkeiten in der Fremde zu vervollkommnen. Der Held wird nämlich einst ein Meister seines Faches sein."[39] Es sind zwar nicht die Kinder- und Jugendjahre, doch bereits im Alter von 21 Jahren ist er an den Schutzbund-Kämpfen in Ebensee mitbeteiligt, mit 23 nimmt er schließlich die Reise nach Spanien in Angriff, um dort mit den Internationalen Brigaden gegen Franco zu kämpfen. Im Sinne der Heldensaga ist das Verlassen der Heimat durchaus notwendig, in Spanien erhält Plieseis das Rüstzeug für seinen späteren „heldenhaften" Partisanenkampf im Salzkammergut.
„Sei es, dass der junge Mann Anfechtungen und Verlockungen widerstehen muss, die ihn vom Pfad seiner Heldengenese abzubringen drohen. Der Held darf zweifeln, Irr- und Umwege gehen, er findet jedoch stets auf den rechten Weg zurück. Der künftige Held erweist sich schon in jungen Jahren als weitsichtig und anständig; schon in der Jugend (...) eröffnet sich bereits der Vorschein seines künftigen Heldentums."[40] Von Zweifeln und Irrwegen berichtet die biografische Darstellung wenig, Plieseis' Handeln scheint immer wohlüberlegt, zielgerichtet und sein Denken linear und logisch. Damit erfüllt er die Voraussetzung des „guten Handelns" in jungen Jahren. Mit einer Ausnahme, wobei diese für seine späteren Tätigkeiten durchaus auch qualifizierend wirkt: Plieseis' Hang zur Wilderei. Partisanenkollege Karl Gitzoller gibt Jahre später zu Protokoll: „Er (Plieseis, Anm.) wusste, dass ich wildern gehe, und da ist er auch mit mir gegangen. Einmal haben sie uns erwischt." Gitzoller und Plieseis waren wegen dieser Aktion kurzfristig inhaftiert.[41]
„Mit der Zeit kommt der potenzielle Held mit der Partei in Berührung. Sie gibt ihm fortan die geistige Heimat, den Schutz und die Sicherheit, welche sein arbeiterliches Elternhaus nicht mehr geben kann. Die Partei wird nun seine Erzieherin. Der Held lernt fleißig und begierig. Er ist ein Produkt der Partei."[42] Nach den Februarkämpfen wendet sich Plieseis von der Sozialdemokratie ab: „Aber nach den Februarkämpfen 1934 ist es mir klar geworden, dass ein

konsequenter Kampf gegen den Faschismus und gegen den Nationalsozialismus nur in der kommunistischen Partei möglich ist. Nach reiflichem Überlegen entschloss ich mich daher, dieser Partei beizutreten und ihr meine ganzen Kräfte zur Verfügung zu stellen."[43] Er ist in Bad Ischl in der illegalen KP für Organisation und Propaganda zuständig, dies offensichtlich auch erfolgreich, in dieser Zeit wird er nicht aktenkundig. Mit der Einberufung als Spanienkämpfer kommt für ihn eine neue Zeit des Lernens und neuer Erfahrungen. Spanien und die Zeit in den französischen Lagern nützt Plieseis trotz aller Unbillen zur Weiterbildung, wie ihm seine ehemaligen MitstreiterInnen attestieren. So erzählt Alois Straubinger, einer der innersten Führungsriege der Partisanenbewegung: „ Ideologisch war er ein einwandfreier Mensch. Er war ein echter Sozialist. Das Ziel des Sozialismus war bei ihm etwas Natürliches. Durch seine großen Erfahrungen, in Spanien und durch das KZ, dort hat er viele Schulungen, z.B. in Frankreich in den Lagern, mitgemacht. Diese haben ihn sehr gefestigt. Wir dürfen momentan nicht das Ziel des Sozialismus anstreben, denn vor allem ist das wichtigste die Unabhängigkeit Österreichs, das Naziregime zu beseitigen. Und dann hat man sich das so vorgestellt und das ist hauptsächlich von ihm ausgegangen."[44]
„Herangereift und politisch wie moralisch gefestigt, vollbringt der Mann die Tat – sie ist die Manifestation des Helden. Der Held besteht die Herausforderung einer bestimmten historischen Situation unangefochten und bravourös. Diese Aktion muss nicht überlegt werden, sie ist das Ergebnis einer selbstverständlichen Anwendung der bereitgestellten Theorien. Sie ist eine notwendige, außerordentliche und außergewöhnliche Handlung, die der Held persönlich und ‚allein' ausführt, die jedoch dem Kollektiv, dem Betrieb, der Arbeiterklasse oder der Nation großen Nutzen bringt. Tat und Held verschmelzen für die anderen zu einem Symbol: Der Held ist überdies ein Mann der großen Tat, nicht der großen Worte."[45] Die zentrale „Tat" Plieseis´ ist die Flucht aus dem KZ-Nebenlager Adnet (Hallein) als Schlüsselerlebnis für den Widerstand im Salzkammergut. Größtenteils ist er dabei auf sich selbst angewiesen. Er „trickst" das Bewachungspersonal aus und schafft es mit Hilfe von Karl Gitzoller bis ins Salzkammergut, wo seine Flucht fruchtbaren Nutzen trägt, indem er an den Aufbau einer Widerstandsgruppe herangeht.
Dem „Heldentod" entgeht Plieseis mehrmals durch Glück, überlebende Helden „leben fortan im Einklang mit der sozialistischen Moral; (...) Der Held wird nun im Idealfall zum Lehrer, erst jetzt erklärt er sich, fordert die anderen auf, hält Reden, wird von ‚den Massen' gefeiert. Die Verwandlung zum Helden lässt sich zuweilen auch äußerlich erkennen: Der Held wird als strahlend und schön geschildert. Er genießt nicht nur den Respekt seiner Fachkollegen, die Solidarität seiner Parteigenossen, sondern auch die Liebe der Menge."[46] Dazu sei am besten Dr. Julius Mader in seinem Nachwort zitiert: „Sepp Plieseis gönnte sich auch dann, als die Waffen in Mitteleuropa schwiegen, weder genießerische Muße noch persönlichen Luxus. Den Rest seines Lebens widmete er trotz seiner in den Jugendjahren überreichlich strapazierten Gesundheit dem gesellschaftlichen Fortschritt in der Republik Österreich, dem Kampf gegen Großkapital und Reaktion in seiner Heimat. Seine Genossen wählten ihn in die Bezirks- und Landesleitung der Kommunistischen Partei Österreichs. Als Organisationsleiter in der KPÖ-Gebietsleitung von Bad Ischl bewährte er sich als nimmermüder Initiator vieler Aktionen gegen neofaschistische und antiösterreichische Umtriebe." [47]

In Sinne eines in der sozialistischen Moral und im offiziellen Denken agierenden Funktionärs interpretiert Julius Mader die weitere Biografie des „Helden" – und zwar zugeschnitten auf die antifaschistischen und im weiteren Sinn antiimperialistischen Bedürfnisse der DDR. Die reale „Story" bildet den Handlungsrahmen für eine antifaschistisch korrekte Musterbiografie, aus der Lehren gezogen werden können bzw. sollen, egal wenn manche Fehler und Unregelmäßigkeiten, die aus der „antifaschistischen Mischmaschine" erwachsen, bisweilen gar Absurditäten produzieren. In Kenntnis der hiesigen Strukturen klingt es also ein wenig verwunderlich, wenn ein kleiner Angestellter und Beamter sich „im Interesse der Arbeiterklasse" dafür einsetzt, „das öffentliche Leben zu demokratisieren."[48] Ganz klar in dieselbe Richtung stößt Mader, wenn er in Plieseis einen ständigen „Mahner und Warner vor den neuerlichen Gefahren, die sich aus dem Wuchern von BRD-Monopolen in Österreich für sein Heimatland ergaben", erkennt.[49]

PLIESEIS – EIN LEBEN, EIN HELD! UND DANN?

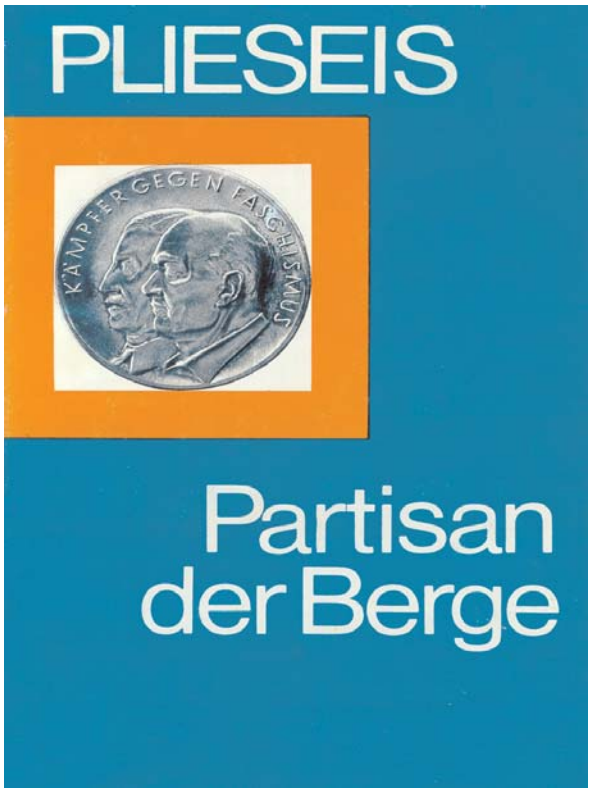
Sepp Plieseis sollte noch einmal im HeldInnenregister der DDR auftauchen. Sieben Jahre nach Erscheinen des Buches wurde sein Leben in einer Serie des DDR-Fernsehens unter dem Titel „Gefährliche Fahndung" aufbereitet. Die Serie wurde ab Mai 1978 ausgestrahlt und traf damit eine „Hochkonjunktur" österreichischer Themen in der DDR. Kurz zuvor –Ende März 1978 – hatte Bruno Kreisky als erster westlicher Regierungs-

chef der DDR einen offiziellen Staatsbesuch abgestattet und damit im Zuge der Annäherung der beiden Staaten im Vorfeld und im Nachhinein für unerreichte Präsenz Österreichs in den DDR-Medien gesorgt.

„Gefährliche Fahndung" lief zur besten Sendezeit und lässt sich im Nachhinein als das ausführlichste und massenwirksamste „Puzzleteilchen" des in der DDR verbreiteten Österreich-Bildes einschätzen. Niemals zuvor und nie mehr danach wurde Österreich bzw. wurden „österreichische Typologien" so abendfüllend und ausführlich in Szene gesetzt wie im Rahmen von „Gefährliche Fahndung".

„Gefährliche Fahndung" blieb nicht nur bei der Auseinandersetzung mit Plieseis' originärer oder auch nicht originärer Biografie. Nein, ebendiese erfuhr noch eine gleichermaßen skurrile wie exemplarische Neuinterpretation und Weiterverbreitung. 1976 begann man mit der Planung und Produktion der Serie, die auf „Partisan der Berge" basierte, wobei auch Elemente des von Julius Mader verfassten Buches „Der Banditenschatz" eingeflochten wurden.[50] „Gefährliche Fahndung" ist eine Adaption der beiden – sich verschränkenden und sich überschneidenden Stoffe – die darauf abzielt, den Sinn der Basistexte erkennbar in die filmische Darstellung zu übertragen.

Dabei handelt es sich um eine Mitte der 70er-Jahren angesiedelte Kriminalstory, die Charaktere aus der Salzkammergut-Partisanenbewegung um Sepp Plieseis verwendet, diese geringfügig verfremdet und in eine fiktionale Handlung einbaut. Diese gründet auf den Ereignissen der – von der DDR propagierten – Verschwörung vom August 1944 im Straßburger Hotel „Maison Rouge", in dem – der



Die DDR-Ausgabe: „Partisan der Berge", hier in der Version von 1987

Fama nach – wesentliche ProponentInnen der Nationalsozialisten Pläne für ein Wiedererstehen des Nationalsozialismus nach der Niederlage schmiedeten. Im Zentrum der Handlung steht ein Mord an einem ehemaligen Salzkammergut-Partisanen, der im Begriff ist, das Verschwinden der bei Kriegsende in einem alten Bergwerk eingelagerten Kunstschätze aufzudecken. Ehemalige Nationalsozialisten, die in der Türkei, Schweiz und Deutschland untergetaucht sind und die an diesem Kunstraub beteiligt waren, versuchen mit den Geldern, die sie über den Verkauf der Kunstschätze zu lukrieren trachten, ein internationales Netz einer neo-nationalsozialistischen Bewegung zu finanzieren.

Die Serie wurde 1978 im DDR-Fernsehen in sieben Teilen ausgestrahlt, Regie führte Rainer Hausdorf, als Autor fungierte der bekannte DDR-Autor Harald Hauser, als „wissenschaftlicher Berater" trat Julius Mader in Erscheinung, einige bekannte Schauspieler wie der damalige Filmstar und spätere (und heutige) „Polizeiruf 110"-Kommissar Jaecki Schwarz spielten in Hauptrollen. Der Serie war die beste Sendezeit um 20.15 Uhr vorbehalten – einer jener attraktiven Sendeplätze, die den Eigenproduktionen vorbehalten blieb.[51]

Die Namen der handelnden Personen und Örtlichkeiten sind historischen Vorlagen zum Teil willkürlich und plakativ angeglichen: Die Hauptperson, Toni Pleisner (Plieseis), Kriminalkommissar in „Bad Hirschl" (Bad Ischl), Sohn des ehemaligen Partisanenchefs (der unschwer als Sepp Plieseis auszumachen ist), ermittelt in der Angelegenheit und tritt als überzeugter Antifaschist auf. Kopf der verschwörerischen Neo-NSDAP ist „Dr. Härtel" (Dr. Wilhelm Höttl – ehemaliger SD-Mann und SS-Obersturmbannführer, lebte in der Nachkriegszeit in Altaussee), einer seiner bezahlten Killer heißt „Degussa" (Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt).

„MEDIALE BEGLEITUNG"

Der Serie wurde – aufgrund der aufwändigen und umfangreichen Konzeption – entsprechende „mediale Begleitung" zuteil. Als Schwerpunkt wurde die „Authentizität" des zugrunde liegenden Materials ins Treffen geführt, vermutlich um die Relevanz der Thematik für das „reale Leben" hervorzustreichen.[52]
Der DDR-Fernsehillustrierten „FF-Dabei" war der Start von „Gefährli-

che Fahndung“ eine doppelseitige Bilderstrecke sowie ein Interview mit dem Serienautor Harald Hauser wert.[53] In diesem Interview betont Hauser das Ansinnen, „authentisches“ Material, dessen Aufzählung „10 Druckseiten benötigen“ würde, mit Fiktionalem zu verknüpfen: „Ereignisse und Umstände, aus denen beide (Fabel und Verknüpfung, Anm.) entstanden, sind authentisch, einige dokumentarisch.“[54] So speist sich die Serie „aus der unerschöpflichen Fundgrube alltäglicher politisch motivierter Mordanschläge, Staatsstreiche, Putschversuche, Kunstraube und Verkaufsangebote ‚verschollener’ Kunstwerke, sensationeller Verhaftungen und plötzlicher Entlassungen von Totschlägern und Fälschern.“[55] Die Produktionshintergründe wurden thematisiert, um Einblick in die „sozialistische“ Produktionsweise zu geben, den dahinter liegenden „Kollektivgeist“ zu beschwören. So wird in der Berliner Zeitung die „schöpferische Atmosphäre“ während der praktischen Arbeit, die „langdauernde enge Zusammenarbeit“ und die „angenehme Arbeitsatmosphäre“ betont.

DIE WIRKUNGSABSICHTEN

Wie für die meisten – länger und ausführlich geplanten Produktionen im Auftrag des DDR-Fernsehens – wurden auch für „Gefährliche Fahndung“ bereits während der Konzeption und Planung sogenannte Wirkungsabsichten formuliert. Diese sollten die Beeinflussung im Sinne der marxistisch-leninistischen Ideologie gewährleisten. Für die sozialistische Krimi-Produktion wurden generell vier Aspekte der Wirkungsabsichten vorausgesetzt, die besonders authentisch und realistisch umgesetzt werden sollten, nämlich Spannung, Moral, Unterhaltung und Ethik.[56]

Konkret war „Gefährliche Fahndung“ im offiziellen Sinn auf antifaschistische Grundmotive ausgelegt, die dazu angetan waren, den Faschismus in der allgemeinen Wahrnehmung wachzuhalten. Der Nationalsozialismus sollte lediglich als thematischer Aufhänger angenommen werden, um die generelle „faschistische Gefahr“ zu stilisieren und vor dieser zu warnen: „NS-Verbrechen gegen die Menschlichkeit dürfen und werden nicht verjähren. Ihre öffentliche Verurteilung hält den älteren Menschen die schrecklichen Erinnerungen an die aggressivste Spielart des Imperialismus – den Faschismus – gleich welchen nationalen Zuschnitts wach und ist der jungen Generation Mahnung für ihren Weg in die Zukunft.“[57] Der Westen, sprich die BRD sollte weiterhin als faschistische Bedrohung rezipiert werden. Folglich sitzen die Drahtzieher und Bösewichte in „Gefährliche Fahndung“ in München. Zweite zentrale Wirkungsabsicht war, den Sozialismus im marxistisch-leninistischen Sinn als gesellschaftliche Alternative zu institutionalisieren, die allerdings in ständiger Abwehr von Bedrohungen ist: „Obwohl die durch die sozialistischen Länder und alle demokratischen und friedliebenden Menschen erzwungene Entspannungspolitik im Herzen Europas den imperialistischen Kräften gewisse Schranken setzt, versuchen sie schon wieder ihre völkerfeindlichen Interessen mit faschistoiden Mitteln und Methoden im Spielraum der bürgerlichen Demokratie durchzusetzen.“[58]

o.D. Foto: ZGM

„Gefährliche Fahndung“ sollte in popularisierter Form vor den „aktuellen, faschistischen“ Bedrohungsszenarien warnen und deren Gefahren als allgegenwärtig und in den aktuellen Regierungsspitzen in Kontinuität präsent darstellen.

Dass mit der Ausstrahlung der Serie bewusst auf die nationalsozialistischen (im DDR-Sprachgebrauch: „faschistisch-imperialistischen“) Kontinuitäten in der BRD und deren Abwehr abgezielt wurde, unterstreicht die Vorstellung der Produktion im „Fernsehdienst“: Julius Mader „stützte sich (...) auf die (...) in jahrelanger Arbeit zusammengetragenen Fakten über Nazis, die mit dem Vermögen ermordeter Juden und den geraubten Kunstschätzen ihre politische und wirtschaftliche Macht in der BRD aufgebaut haben. Mitglieder der im

Film gestalteten Bande sind mit Zügen noch heute in der BRD lebender Nazis ausgestattet. Eine hochaktuelle, politisch brisante und abenteuerlich-spannende Filmgeschichte also, die dazu beitragen kann, unsere Wachsamkeit zu schärfen, und Mut macht, die progressiven Kräfte zu stärken, die dem faschistischen Treiben erfolgreich entgegentreten können."[59]

MEDIALE REAKTIONEN

Die publizistischen Reaktionen auf „Gefährliche Fahndung" waren mitunter zwiespältiger Natur. Speziell die dramaturgische Aufbereitung rief bei manchen JournalistInnen Kritik hervor – und explizit negative Reaktionen.

Die Serie – so schrieb eine Kritikerin – sei von durchaus spannender Thematik: Sie habe „einen Stoff, wie man ihn sich nicht glücklicher denken kann. Ein Kriminalfall (ein Mord) weitet sich aus zu einem politischen Kriminalfall, der in der faschistischen Vergangenheit wurzelt und heute weltweite Ableger treibt, die immer wieder mit Mord, Totschlag, Erpressung, Finanzmanipulationen sich ausbreiten. (...) Die Verquickung von Politik, Wirtschaftsverbrechen, Abenteurertum und Kriminalität ist ebenso offensichtlich wie die weltweite Ausbreitung der braunen Dunkelmänner, die heute in geschniegelten Anzügen in den schönsten Villen an den schönen Plätzen der westlichen Welt sitzen. (...) Immer wieder – auch bei den Nebenfiguren – tritt die Vergangenheit auf den Plan, das eigene Vorleben oder das der Eltern. (...) Alle theoretischen Komponenten sind stimmig."[60]

Doch die Begeisterung hielt sich in Grenzen: Die Serie sei „keine gute Serie geworden, denn sie ist bei allem Aufwand und bei allem thematischen Sprengstoff richtig langweilig. Die Dialoge sind zäh und allgemein. Die Rückblenden geben wenig filmische Prägnanz, sind bestenfalls Informationen, die man jedoch auch auf andere Weise hätte bekommen können. (...) Die Betulichkeit in der gesamten filmischen Gestaltung erdrosselt den interessanten Stoff. (...) Dadurch erscheint der politische Kriminalfall dann ebenfalls nicht mehr original und originell; alles reduziert sich auf das, was der Zuschauer in der DDR wirklich schon weiß, nämlich, dass die alten Nazis immer noch am Werken und Wirken sind. Ein bisschen wenig."[61]

DIE REAKTIONEN DES PUBLIKUMS

Fernsehproduktionen in der DDR wurden intensiv analysiert und durchleuchtet. Das belegt auch die Tatsache, dass im Falle von „Gefährliche Fahndung" selbst auf inhaltliche Techniken eingegangen wurde. So vermerkt der Bericht der Programmdirektion: „Anzahl, Einsatz und Notwendigkeit der Rückblenden werden von den Sehern im wesentlichen als gelungen bezeichnet."[62]

Die Reaktionen zu „Gefährliche Fahndung" ergaben mangelndes ZuseherInneninteresse. So konstatierte man im Bericht zur 26. und 27. Programmwoche: „Gefährliche Fahndung vermochte kaum, ein größeres Stammpublikum zu fesseln."[63] Die Seherbeteiligung pendelte zwischen rund 28 und 40 Prozent, wobei die durchschnittliche Beteiligung der erhobenen ersten fünf Teile 35,5 Prozent ausmachte. Die durchschnittliche Bewertung ergab die Note 3,06.[64] Eher ernüchternde Ergebnisse, wie in dieser „vertraulichen Dienstsache" offenherzig zugegeben wird. Der mangelnde Erfolg spiegelte sich laut Bericht auch in der Regelmäßigkeit des Zusehens: „demnach sahen bisher rund ein Drittel der Zuschauer keine Folge, ein weiteres Drittel 1-2 Folgen, also nur hin und wieder etwas, während rd. ein Drittel ‚Stammseher zu sein scheint."[65] Allerdings bewerteten diese Gruppen die Serien ebenfalls schlecht. Die Serie entpuppte sich offensichtlich als „Durchschnittsware": „Zum Gesamteindruck, den ‚Gefährliche Fahndung' hinterließ, lässt sich vermuten, dass sie die Zuschauer weder besonders erfreute (...) noch sie in besonders starkem Maße verärgerte."[66] Wie betont wird, lief die Serie unter starkem Konkurrenzdruck durch reichhaltiges Sportangebot – diese Konkurrenz kam nicht nur aus dem DDR-Sport, sondern auch vom „Fußballpanorama" der ZDF und anderen westdeutschen Sportsendungen.

Nach Einschätzung der Programmdirektion dürfte die Thematik keinen besonderen Anreiz zum Zusehen geboten haben, lockten doch bereits vergleichbare Serien wie „Gefährliche Reise" aus 1972 nicht viele vor die „Glotze": „Anzunehmen ist, dass vor allem die Thematik der Serie in dieser Gestaltungsweise nicht mehr allzu publikumswirksam ist. Hinzu kommen teilweise Zweifel der Seher an der Glaubwürdigkeit des Gezeigten (bei rd. 40 %)."[67] Selbst der in der DDR populäre Hauptdarsteller Jaecki Schwarz vermochte die Publikumsresonanz nicht zusätzlich zu steigern. Denn „der Held der Serie, Toni Pleisner, konnte durchschnittliche Sympathien bei den Zuschauern für sich verbuchen."[68] Zu betonen ist allerdings, dass „Gefährliche Fahndung" mit diesen Bewertungen zwar klar hinter den Spitzenproduktionen blieb, allerdings ein Gutteil vergleichbarer Produktionen an die Werte von „Gefährliche

Fahndung“ nicht herankam, darunter zahlreiche Brecht- oder Ibsen-Adaptionen aber auch aufwändige Produktionen wie „Zement“ oder „Erziehung von Verdun“.[69]

DAS ENDE DER HELDINNEN?

Da „Gefährliche Fahndung“ nicht die einzige aufwändige Produktion war, deren Resonanzen nicht zufrieden stellten, war der Schluss nahe liegend, dass das dahinter liegende ideologische Erzählmuster nicht mehr die Wünsche des

o.D. Foto: ZGM

Publikums erfüllte. Andrea Guder vermutet, „dass sich das Erzählmuster, die Ursachen der Kriminalität beim Klassenfeind zu suchen“, überlebt hatte und bei den ZuschauerInnen nicht mehr auf entsprechendes Verständnis stieß: „Dies zeigt sich auch in der allmählichen Abkehr der Zuschauer von Kriminalfilmen, deren Handlung im Westen angesiedelt ist und die keinen DDR-Bezug aufweisen.“[70] Die Herangehensweise an dieses Format und „Gefährliche Fahndung“ im speziellen, ihre Verortung im Ausland schien die Bedürfnisse des Publikums nicht mehr zu treffen, die Konzeption der internationalen faschistischen Verschwörung wohl an Glaubwürdigkeit zu verlieren.

Das Ende des Erfolgs der faschistischen Verschwörung als erfolgreiches Erzählmuster fiel zusammen mit dem Ende der Kommunikation sozialistischer HeldInnen. Denn auch die Verehrung der sozialistischen Helden war einer Konjunktur gefolgt. Nach der Hochblüte der Heldenvitae in den 50er und 60er Jahren erwiesen sich die 70er und 80er als heldenarme Zeit.[71] Allerdings verschwanden die HeldInnen nicht, die Heldenmythen blieben verfügbar oder zumindest latent abrufbar und durch die emotionale Komponente gelang mitunter der Übergang vom kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis. Denn – wie Satjukow/Gries feststellen – auch wenn Heldenmythen in den letzten Jahren des Sozialismus in den Oststaaten nicht mehr neu geschaffen wurden, blieben die „älteren“ Figuren dennoch erhalten.[72]

WAS ÜBRIG BLEIBT . . .

Das Leben von Sepp Plieseis ist ein Ausgangspunkt für Skizzen und Konstruktionen. Über seine Aktivitäten existieren wenige gesicherte Quellen, was zum Gutteil darauf zurückzuführen ist, dass ihn sein Weg schon relativ früh außer Landes führte und seine Aktionen als Kopf der Partisanengruppe im Salzkammergut darauf abzielten, möglichst unauffällig möglichst viele Kräfte abzuziehen. Was bleibt, sind einige wenige Dokumente, viele Oral-History-Darstellungen und noch mehr Erzählungen und Legenden.

Wenn die Faktenlage dünn ist, werden Geschichten weitergesponnen und für eigene Zwecke instrumentalisiert. So mutiert Sepp Plieseis als regionalgeschichtlich relevanter Handlungsträger zu einem Proponenten des sozialistischen Heldenmythos der DDR, so bezeugt das Leben des Sepp Plieseis die in der DDR propagierte Existenz des „neuen Menschen“.

Biografien unterliegen Deutungen und – damit ursächlich verknüpft – auch Umdeutungen. Wo der eine (Plieseis selbst bzw. sein Ghostwriter R.H. Daumann) die eigene Vergangenheit dokumentieren und wohl auch zurechtrücken will, versucht der andere (Mader), die offiziell antifaschistische Gegenwart über den Umweg in die Vergangenheit Plieseis’ zu deuten und zu konstruieren. Julius Mader verortet die Biografie Plieseis’ im offiziell in der DDR geführten Diskurs um die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und benützt diese für die Rechtfertigung eines „offiziell“ antifaschistischen und sozialistischen Gesellschafts- und Politiksystems. Plieseis wird als Zeuge gerufen. Er habe für etwas gekämpft, was in der DDR verwirklicht sei (Gleichheit, Gerechtigkeit, Antiimperialismus, Antikapitalismus und vor allem Antifaschismus) und woran es im Westen mangle.

In dieselbe Kerbe schlägt die Fiktionalisierung der Biografie Plieseis’ in „Gefährliche Fahndung“, die in der BRD faschistische Kontinuitäten konstruiert und somit einem zentralen Ziel dient: Die (auch international) umstrittene Existenz der DDR vor allem vor der eigenen Bevölkerung zu rechtfertigen und ihre Gesellschaft zu verfestigen.

Letztlich verbleibt die Erkenntnis der Brüchigkeit und Formbarkeit von Biografien und ihrer Darstellungen. Wie ein Netz legen sich Verkettungen und Verwebungen von Biografien und gesellschaftlicher Diskurse (handelnde Personen, Biografen, Herausgeber,...) über eine Lebensgeschichte. Der Inhalt des eingeholten Netzes wird

entnommen und weiterverarbeitet (in diesem Fall vorbehaltlos kommuniziert), ungeachtet dessen, was sich im Netz verfangen hat und wie viele Inhalte eigentlich bereits durch die Maschen geschlüpft sind.

Anmerkungen

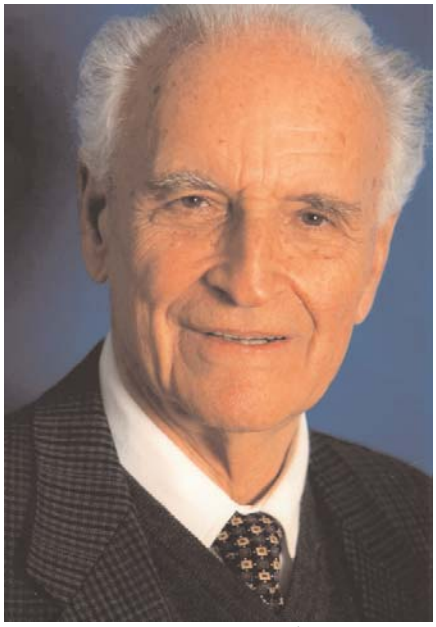
[1] Siehe: Sepp Plieseis: Vom Ebro zum Dachstein. Linz 1946
[2] Kurt Böttcher/Herbert Greiner-Mai/Harald Müller/Hannelore Prosche (Hg.): Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller. 20. Jahrhundert, Olms 1993, S. 133f
[3] Archiv Zeitgeschichtemuseum Ebensee, Akt B 8b
[4] Franz Kain: Erinnerungen an a.b. In: Arnolt Bronnen: Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll. Beiträge zur Geschichte des modernen Schriftstellers. Berlin und Weimar 1985, S. 5-11, hier S. 8
[5] So hat Daumann 1939 den utopischen Roman „Gefahr aus dem Weltall" sowie eine Reihe weiterer in diese Richtung gehende Werke verfasst.
[6] Böttcher u.a. (Hg.), Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller, S. 133f
[7] Julius Mader (Hg.): Sepp Plieseis. Partisan der Berge. Berlin 1971 oder auch Sepp Plieseis: Partisan der Berge. Berlin 1971; hier in der Ausgabe von 1987; in der Folge wird dieses Buch unter Mader nachgewiesen.
[8] Angaben nach der selbst verfassten Biografie Maders, Beilage zum Schreiben an den Verein Widerstandsmuseum vom 24. Juli 1989
[9] Erich Hackl: Ein anderer Hund. Österreicher und österreichische Literatur zum Spanischen Bürgerkrieg. In: Günther Schmigalle (Hg.): Der spanische Bürgerkrieg. Literatur und Geschichte. Frankfurt 1986, S.
[10] Henry Leide: NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Göttingen 2005, S. 75
[11] Leide, S. 75; außerdem laut Information der Abteilung Bildung und Forschung der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, der ehemaligen „Gauck"-Behörde.
[12] ZAIG/6: Beurteilung des Genossen Major Mader, Julius, Juni 1989; BstU, MfS, KS 25335/90, Bl. 69-71, hier 69. Zitiert nach Leide, S. 75
[13] Markus Gross: Das Weltbild der SED in der Sendereihe „Objektiv": Themenauswahl und Berichterstattung im außenpolitischen Magazin des DDR-Fernsehens (1972 – 1977), Magisterarbeit, Berlin 1997, S. 82
[14] Henry Leide: NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Göttingen 2005, S. 23f
[15] Schreiben von Julius Mader an den damaligen Verein Widerstandsmuseum Ebensee vom 24. Juli 1989, in der Anlage findet sich eine selbstverfasste Kurzbiografie unter dem Titel: „Verdienste eines Berliners um unsere Heimatgeschichte"
[16] Meyers Taschenlexikon: Schriftsteller der DDR. Leipzig 1974, S. 362. Zitiert nach der selbstverfassten Kurzbiografie von Julius Mader.
[17] Julius Mader: selbstverfasste Kurzbiografie, Angaben siehe oben
[18] Mitteilungen der Gesellschaft Österreich-Deutsche Demokratische Republik, Nr. 62, Juni 1962, S. 23f
[19] Julius Mader: Vorwort. In: Mader: Partisan der Berge, S. 6
[20] Mader: Nachwort, S. 268
[21] siehe dazu Klaus Kienesberger: Sepp Plieseis. Deutung und Umdeutung einer Partisanen-Biographie. In: medien & zeit, 1/2005, S. 11-28
[22] Jürgen Danyel: Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR. In: derselbe (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin 1995, S. 31-46, hier S. 36
[23] Grunenberg, S. 176
[24] Grunenberg, S. 176
[25] Grunenberg, S. 176
[26] Grunenberg, S. 177
[27] Grunenberg, S. 177
[28] Grunenberg, S. 179
[29] Silke Satjukow/Rainer Gries: Zur Konstruktion des „sozialistischen Helden". Geschichte und Bedeutung. In: Silke Satjukow/Rainer Gries (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin 2002, S. 15
[30] Satjukow/Gries: S. 15
[31] Satjukow/Gries, S. 15f
[32] Satjukow/Gries, S. 16
[33] Satjukow/Gries, S. 24f
[34] Satjukow/Gries, S. 24
[35] Biografisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, München 1980
[36] Satjukow/Gries, S. 24
[37] Satjukow/Gries, S. 24
[38] Manuskript „Vom Ebro zum Traunsee" von Sepp Plieseis, Archiv Zeitgeschichtemuseum Ebensee, Akt B 8b
[39] Satjukow/Gries, S. 24
[40] Satjukow/Gries, S. 24
[41] Peter Kammerstätter: Materialsammlung über die Widerstands- und Partisanenbewegung Willy-Fred. Freiheitsbewegung im oberen Salzkammergut – Ausseerland 1943-1945. Linz 1978, Materialsammlung S. 68f
[42] Satjukow/Gries, S. 24
[43] Manuskript „Vom Ebro zum Traunsee" von Sepp Plieseis, Archiv Zeitgeschichtemuseum Ebensee, Akt B 8b
[44] Kammerstätter, S. 216f
[45] Satjukow/Gries, S. 24
[46] Satjukow/Gries, S. 25
[47] Mader: Nachwort, S. 267
[48] ebenda
[49] Mader: Nachwort, S. 268
[50] Deutsches Rundfunkarchiv (DRA)-Babelsberg, IDNR. 017158. Die Serie ist überdies im Zeitgeschichtemuseum Ebensee archiviert
[51] Thomas Beutelschmidt/Henning Wrage: „Das Buch zum Film – der Film zum Buch". Annäherung an den literarischen Kanon im DDR-Fernsehen. Leipzig 2004, S. 98
[52] Berliner Zeitung,18. 2.1978: „Es soll ein historisch angesiedelter, abenteuerlicher Film mit kriminalistischem Einschlag sein.", „Alles, was den Vater (Plieseis, Anm.) betrifft, ist authentisches Material.";
[53] FF-Dabei, Nr. 21 1978, 15. bis 21.5.1978
[54] ebenda
[55] ebenda
[56] Andrea Guder: Genosse Hauptmann auf Verbrecherjagd. Der Krimi in Film und Fernsehen der DDR. Bonn 2003, S. 37
[57] DRA-Babelsberg, Schriftgutbestand Fernsehen: DraKu Argumentationen Serie A-K, Hauptabteilung Dramatische Kunst
[58] ebenda
[59] Vorschau Gefährliche Fahndung, Fernsehdienst 19/1978, 1. bis 7. Mai 1978, S. 29f
[60] Sonntag, 16.7.1978
[61] ebenda
[62] ebenda
[63] DRA-Babelsberg, Schriftgutbestand Fernsehen: Zuschauerforschung Berichte zur Pro-grammwoche 1978, Bericht zur 26. und 27. Programmwoche (19. Juni bis 2. Juli 1978), S. 7
[64] ebenda
[65] ebenda
[66] ebenda

Österreichische Jugendliche als Opfer der NS-Verfolgung

Teil 3 (Fortsetzung von 75/12/2005)

Im Grenzbereich zwischen „Normalität“ und Verfolgung - Am Beispiel der Technischen Nothilfe (TN)

von Jana Müller



Dr. Heinz Kienzl
Foto: Alexander Ch. Wulz, 2006

HEINZ KIENZL, geb. 8.10.1922

„So bin ich möglicherweise ein ‚Unterläufel’[1] von Himmler gewesen bei der TN....“

„Meine Mutter war geschützt durch meinen Vater, er war Geschäftsführer bei der Firma Wallace am Opernring; es waren dies so genannte privilegierte Mischehen; ich war „jüdischer Mischling ersten Grades“. In Sandleiten[2] haben wir gewohnt, haben gar nicht aus der Wohnung heraus müssen, weil der Blockwart im Haus, der hat meine Mutter sehr gut leiden können und hat sich eingesetzt dafür, dass wir bleiben können. In den Schulen hat es Vorturner gegeben, das war in der Nazi-Zeit etwas Besonderes. Unser Turnprofessor im Gymnasium war ein Nazi, aber ich war sein Vorturner, und er ist auch dafür eingetreten, dass ich weiter noch die 7. und 8. Klasse machen kann; sonst wäre ich von der Schule geflogen. Er hat mir ins Zeugnis hineingeschrieben: „gemeinschaftsfähig“. Später hat mich ein höherer SSler zu sich befohlen und hat mich gefragt, ob ich mich nicht freiwillig nach Polen melde, zur Juden-Polizei. Ich habe aber gesagt, dass ich die Erlaubnis habe zu studieren. ‚Ja, wenn Sie sich bewähren...’ hat er noch gemeint. Ich habe dann nie mehr davon gehört.“ *Heinz Kienzl durfte nicht lange auf der Hochschule für Welthandel bleiben. Nach Kriegsende nahm er das Studium wieder auf; 1973 wurde er schließlich Generaldirektor und danach 1. Vizepräsident der Österreichischen Nationalbank (1973 – 1988, 1988 – 1993).* „Ich war nach der Hochschule während des Krieges ganz kurz in einer Firma, da hat mich das Arbeitsamt hingeschickt.

Dann kam die Einberufung zur Technischen Nothilfe. Das war im Sommer 1942; ich habe keine Ahnung gehabt, ich habe vorher nie davon gehört. Erst im Nachhinein habe ich es für mich als Glücksfall empfunden. Mein erster Kommandant in der TN war ein ganz gewöhnlicher Schupo aus Berlin – die Technische Nothilfe war ja eine Hilfspolizeieinheit. Er war ein deutscher Sozialdemokrat, den offensichtlich seine Freunde nach Wien verlagert haben, weil da hat ihn keiner gekannt, in Berlin war er verdächtig. Solange ich dort war in der (TN)-Kaserne in Wien, war er mein Vorgesetzter, bei dem habe ich das Grüßen gelernt und das Marschieren. Ja, er war von der Schutzpolizei – mir ist nie ganz klar gewesen, wie das alles eingeordnet war.“ *JM: „Die TN ist ja Himmler unterstellt worden...“* „Ja, da ist vieles unterstellt worden; auf einmal waren z.B. die Arbeitsämter dem SD unterstellt, d.h. also dem Reichssicherheitshauptamt, wegen der Zwangsarbeiter (ein Bekannter in der Steiermark war als Amtsleiter auch davon betroffen). Ja also, so bin ich möglicherweise ein ‚Unterläufel’ von Himmler gewesen bei der TN.“ *JM. „Wie war das mit der Uniform?“* „Die war dunkelblau, mit einem schwarzen Spiegel.[3] Aber meistens haben wir einen schwarzen Drillich getragen, zum Arbeiten. Auf der Uniform gab es ganz sicher keine Dienstrangabzeichen.“ *JM: „Haben Sie auch die Jugendlichen aus der Jugendstrafanstalt Kaiser-Ebersdorf in Erinnerung?“* „Das mit den kriminellen Jugendlichen war, glaube ich, nur in der ‚Wanzenburg’ (TN-Kaserne) in Wien. Von dort sind auch welche von ihnen zur Wehrmacht eingezogen worden. Also diese jungen Kriminellen, Asozialen, ich muss schon sagen, das war schlimm. Zwei Tage, bevor ich gekommen bin, hat sich einer auf dem WC aufgehängt, er war auch Halbjude; die Jugendlichen haben ihn so schikaniert. Ich habe sie verdroschen.“ *JM: „Wie war die Zusammensetzung in der TN?“* „Die meisten waren Wiener Tschechen. Ungefähr ein Drittel der TN-Männer[4] waren ‚jüdische Mischlinge’ und eine dritte Gruppe, die waren alles mögliche, die jugendlichen Asozialen und andere. Es waren ehemalige Fremdenlegionäre dabei, die als solche wehrunwürdig waren, dann Kleinkriminelle, Häfenbrüder – wir waren der Abschaum des Dritten Reiches...

„Kupferaktion“ im Kamptal, stille Sabotage

In Wien war ich in der Leystraße im 14. Bezirk eingesetzt, in einem Lager. Da waren Stahlträger – bei der ersten Bombardierung des Ruhrgebiets sind ganze Hallen zerstört worden. Die haben das mit der Bahn hergebracht und einfach bei uns hingeschmissen, und wir haben das sortieren müssen – ein mieser Job. Dann hat es geheißen: ‚Wer ist schwindelfrei?’ – da habe ich mir gedacht, ah, nur weg von hier, was kann schon passieren? Wir sind ausgebildet worden für den Freileitungsbau, als erstes

Aufstellung eines A-Mastes durch einen Freileitungstrupp der Technischen Nothilfe, Winter 1942/43. Foto: privat/ Stanek

haben wir die Kupferaktion gemacht, da haben wir im Kamptal die Masten abgeräumt – das Kupfer runter und Eisendrähte hinauf, man hat das Kupfer gebraucht für die Rüstungsindustrie. Dann sind wir verlagert worden nach Bad Vöslau, dort wurde ein Luftschutzstollen gebaut. Das war nicht ungefährlich, einen hat’s dort erschlagen beim Stollenbau. Anschließend sind wir verlegt worden zum Fliegerhorst Vöslau[5], ein bombardiertes Kraftwerk zu demontieren. Da haben wir mehr sabotiert als demontiert – ein wahnsinniger Leichtsinn, wenn’s uns draufgekommen wären, wären wir alle hingerichtet worden.“ *JM: „Sie haben also sabotiert?“* „Freilich, die ganze Zeit, und da waren meine tschechischen Freunde natürlich auch dabei. Oder – aber das war eine lächerliche Sabotage – wir hätten im 44er Jahr aus einer Fabrik in Weissenbach an der Triesting Maschinen rausholen sollen nach dem Hochwasser. Wir sind um 6 Uhr geweckt worden und sind mit so einem Holzgas-Traktor losgefahren und haben von Vöslau bis Weissenbach bis zum Abend gebraucht. Der Traktor ist uns am Weg immer wieder zusammengebrochen.“ *JM: „Und war er kaputt?“* „Aber gar nichts. Wir sind ständig stehen geblieben und haben gesagt, dass schon wieder die Kerzen verölt sind und dann hat der andere gesagt, er muss Kerzen holen aus einem Lager usw. Aber das wäre natürlich lächerlich, wenn man es als Heldenstück hinstellen würde, dass wir dort erst in der Nacht angekommen sind. Ich sage: Es war Leichtsinn und Wut und Hass auf das Regime, der Gedanke, wie wir denen etwas antun können…

Nach St. Georgen a. d. Gusen strafversetzt

Dann hat ein gewisser Silberbauer, ein Luftwaffenangehöriger vom Fliegerhorst, mit dem wir hie und da geredet haben, zu uns gesagt: ‚Passt auf, da kommen jetzt ungarische Juden, vielleicht könnt ihr welche bekommen und könnt ihnen helfen.’ Und wir haben das dann auch verlangt, mit allen möglichen Argumenten. Das ist dann sozusagen amtlich weitergeleitet worden – dass wir 50 ungarische Juden haben wollen, und am nächsten Tag ist ein Kommandant aus Wien gekommen, der hat den schönen Namen Molnar gehabt, ein großer Nazi, und hat herumgebrüllt; man hat von uns gesagt, die sind wahnsinnig geworden, die planen was! Erreicht haben wir gar nichts, Juden wurden keine zugeteilt. Ich habe gedacht, jetzt geht es ins KZ.“ *Gemeinsam mit Heinz Kienzl wurden zwei Wiener Tschechen (Bohumil Kubes und Franz Krcil) sowie der „jüdische Mischling“ Peter Rühm strafversetzt. Zuerst ging es nach St. Pantaleon, dann nach Linz-Kleinmünchen und schließlich nach St. Georgen an der Gusen.* „Es ging wieder um Freileitungen, und da hat es eben sehr oft einen Kurzschluss nachher gegeben.“ *JM: „Hat das tatsächlich als eine Strafaktion gegolten?“* „Sicher! Der Molnar hat noch gesagt: ‚Jetzt kommt ihr endlich dorthin, wo ihr schon längst hingehört’s!’ Zum Schluss hätten wir noch eine Freileitung von St. Georgen zum KZ Mauthausen bauen sollen, zur Verstärkung, weil die haben dort Strom gebraucht; aber es waren ja nicht einmal mehr Bolzen da zum Verschrauben der Maste, so weit war das Dritte Reich im März 1945. “*Heinz Kienzl arbeitete ab Herbst 1944 in St. Georgen an der Gusen. Das Lager der Technischen Nothilfe mit 30 bis 40 zwangseingesetzten „TN-Helfern“ und 2 oder 3 Baracken stand auf einer Wiese und war mit Stacheldraht umgeben.* „Unser Lager war ein paar hundert Meter von dem unterirdischen Werk, von den Stollen entfernt. Häftlingsbaracken habe ich keine gesehen, nur Arbeitsbaracken waren dort neben den Stollen.“

DAS KONZENTRATIONSLAGER GUSEN (GUSEN I, II UND III)

Die Stollen von St. Georgen („Bergkristall“)

Das TN-Lager befand sich (vermutlich ab Juni 1944) in der Nähe des KZ-

Komplexes Gusen (Gusen I, II und III). Dieses größte Nebenlager des KZ Mauthausen mit über 35.000 Todesopfern lag ca. 4,5 km westlich von Mauthausen. Gusen I wurde im Mai 1940 auf dem Gemeindegebiet von Langenstein errichtet und diente anfangs v.a. zum Betrieb mehrerer Granit-Steinbrüche. Die Vorbereitungsarbeiten liefen bereits länger, das Datum markiert den Beginn einer verwaltungsmäßig eigenen Führung, die in weiten Bereichen unabhängig vom Hauptlager Mauthausen wurde. Später wurde auch in großen Montagehallen für die Rüstungsindustrie gearbeitet (Heereszeuganstalt Wien, Steyr-Werke, Messerschmitt GmbH Regensburg). 1943 wurde hinter dem Lager I mit Grabungen begonnen, die sog. Gusener Stollen entstanden. Diese Stollen und die darin untergebrachte Rüstungsproduktion wurden unter der Tarnbezeichnung „Kellerbau 1, 2 und 3" geführt. Im März 1944 wurden westlich von Gusen I gelegene Häftlingsbaracken (ebenfalls noch auf dem Gemeindegebiet Langenstein) als KZ Gusen II vom KZ Gusen I verwaltungsmäßig abgetrennt. Im Dezember 1944 wurde im nördlichen Lungitz Gusen III eingerichtet (Ziegelei, Bäckerei und Teilelager für die Messerschmitt-Fabrikation in St. Georgen und Gusen). Die Häftlinge von Gusen II waren ausschließlich für die Arbeiten beim neuen Stollenbau und die darin vorgesehene Fertigung in St. Georgen westlich von Gusen II bestimmt (St. Georgener Stollen). Das Projekt lief unter dem Code „Bergkristall-Bau" und „Bergkristall-Fertigung". Neben der Bewachung durch die SS waren Angehörige der Luftwaffe zur Arbeitsaufsicht eingesetzt, wo es um die Produktion für die Luftwaffe ging, also auch in den St. Georgener Stollen. Im Vordergrund stand hier die Fertigung von Messerschmitt-Düsejägern (Rümpfe und Flügel), konkret die ME 262 b, genannt die „Schwalbe". Daneben wurden auch Panzerabwehrrohre hergestellt.

Stolleneingang von „Bergkristall" in St. Georgen. Links vorne US-Commander Ed Bergh, im Hintergrund ein US-Halftruck. Foto: Heimatverein St. Georgen

Für die unterirdische Fertigung von Gusen I und Gusen II standen nicht etwa schon bestehende Stollen (Bergwerksstollen etc.) zur Verfügung wie in manchen anderen Fällen. (Ebenso wenig war dies im Bereich der KZ-Nebenlager Ebensee und Melk der Fall, wo auch Stollen gegraben und z.T. gesprengt wurden.) In Gusen und St. Georgen erfolgten die Grabungen fast ausschließlich in Sandgestein (dilluviale Sande) und Mergel. (Auf Granit stieß man nur in einem kleinen Abschnitt bei Gusen I). Die Grabungsarbeiten in St. Georgen wurden von Polen und Russen aus Auschwitz I begonnen, ab Mai 1944 wurden dazu fast ausschließlich jüdische Häftlinge aus Auschwitz-Birkenau eingesetzt. Insgesamt wurde eine hohe Anzahl von Häftlingen aus Auschwitz gezielt für das Projekt in St. Georgen weiterdeportiert; diese enge Verschränkung zwischen Gusen II und Auschwitz wurde vom Auschwitz-Kommandanten Höss in seinen Aussagen nach 1945 bestätigt. Die anderen Häftlinge mussten den weiteren Ausbau wie Verlegen von Schienen, Leitungen, Betonmantelung, Betonspritzen etc. neben zahlreichen Zivilfacharbeitern durchführen. Ein weitverzweigter Stollen-Komplex entstand mit mehreren Eingängen und Einfahrten, einige davon auch mit Bahnanschluss (Normalspurbahn); das Projekt „Bergkristall" verfügte somit (und auch mit der Verbindungsbahn zwischen dem Bahnhof St. Georgen und dem KZ Gusen) über SS-eigene Bahnanlagen mit Bahnanschluss an das Reichsbahnnetz. Das gab es sonst nur noch in Oranienburg (bei Sachsenhausen). Mit einer Hilfsbahn wurde der Sand abtransportiert. Rund um die Baustelle und die Produktionsstätte stand eine weitläufige SS-Postenkette bereit. Zum Schutz gegen alliierte Luftangriffe wurden außen bei den Eingängen noch Betonwände hochgezogen, eine Art Betonarmierung des sandigen Hügels; darüber wurden riesige Tarnnetze gespannt. 14 Hauptstollen sowie Verbindungsstollen mit einer Gesamtlänge von 7 km, das war der Ausbauzustand im Januar 1945. Einige Stollen gab es „doppelt", d.h. ein zweiter geräumiger Stollen mit Kabel-, Rohrleitungen etc. verlief darunter.
Das von SS und Luftwaffe in den Jahren 1944 und 1945 in St. Georgen eingerichtete Flugzeugwerk stellte bei Kriegsende laut amerikanischen Angaben die modernste unterirdische Fabrik des Reiches dar und war die größte in Betrieb befindliche Fabrikationsstätte für Messerschmitt Düsenjäger. Es war die einzige große unterirdische Produktionsanlage auf österreichischem Boden, in der auch die ursprünglich beabsichtigte Produktion im großen Stil realisiert wurde.

Überlebende sprechen bis heute von der Hölle von Gusen II. Täglich marschierten die KZ-Häftlinge 2 km nach St. Georgen, ab September 1944 wurden sie zur Arbeitsoptimierung mit der Bahn herangebracht. Sie sammelten sich täglich im Ort an insgesamt 3 Stellen (Schichtwechsel, Zählappell), dabei musste ein Teil von ihnen einen großen Bauerhof (Steinbauerngut) in einer Art Maschendrahtschleuse durchqueren. Das alles ging praktisch

mitten im Ort vor sich; von der auf einer felsigen Anhöhe stehenden Kirche sah man direkt zu den Stolleneingängen hinab. Am Bahnhof des Marktortes St. Georgen kamen 1940 die ersten Häftlingstransporte aus Dachau an und querten zu Fuß den Ort; die zunächst ausschließlich für die Steinbrüche in Gusen und Mauthausen zuständige DEST[6] ließ von KZ-Häftlingen am östlichen Ortsrand ihre Zentralverwaltung sowie eine SS-Reihenhaussiedlung errichten; eine schmucke DEST-Wohnsiedlung folgte. Franz Ziereis, Kommandant des KLM[7], residierte in einem Haus in St. Georgen, bevor seine Villa am oberen Ortsrand von Mauthausen fertiggestellt war. Am Postamt gingen jahrelang Postkarten und Briefe von Häftlingen in viele europäischen Länder ab, Poststempel: St. Georgen. SS-Post wurde im großen Umfang abgefertigt, und freiwillige SS-Angehörige aus dem Westen (z.B. Niederlande, Norwegen) sowie „volksdeutsche" SS-Männer aus dem Osten schickten Nachrichten in ihre Heimatländer.[8]

St. Georgen an der Gusen gehört zweifellos zu jenen Orten des „Altreiches" und der „Ostmark", deren Bevölkerung am unmittelbarsten über einen längeren Zeitraum täglich mit dem massenhaften Elend von KZ-Häftlingen konfrontiert war.

Sichtkontakt und Arbeit mit KZ-Häftlingen

JM: „Sie müssen dort laufend KZ-Häftlinge gesehen haben?" „Schon vorher, wie ich in Vöslau war, habe ich bei den Ostmark-Werken KZler immer wieder gesehen, in gestreifter Kleidung, die haben ein- und ausgeladen; in St. Pantaleon haben wir auch jeden Tag welche gesehen. In St. Georgen, ab Herbst 1944 war das, bin ich dagestanden und die KZ-Häftlinge sind an mir vorbeigetrieben worden mit den Schäferhunden, zu den Arbeitskommandos in den Stollen. Ich habe immer wieder ganz nahe einen SSler gesehen, ein Einarmiger war das, der hat immer auf die KZ-Häftlingen eingedroschen. Ich habe mir gedacht – der Krieg dauert nur noch paar Wochen, den bring ich um; ich habe mir ausgemalt, wie ich ihn umbringe: ich erwürge ihn, er hat nur einen Arm und ich bin ein Restl[9]. Dadurch habe ich es ausgehalten, dort hinzuschauen. So hat man das psychisch überleben können, mit Wut und Hass hat man es überstanden." *Der Einarmige kommt in zahlreichen Erzählungen von Überlebenden vor. Offenbar war er (auch) bei einer Sandgrube neben den Stolleneingängen in der Nähe der Latrinen*

Eingänge von „Bergkristall" mit Betonbewehrung und Tarnnetzen. Foto: US-Offizier Sandler

postiert. Der mühsame Gang zu den Latrinen, über Leitern hinaus aus dem Stolleninneren, war seinetwegen noch mehr gefürchtet.[10] *Für Heinz Kienzl kam es auch zu direktem Kontakt: zum Ausheben der Gruben für die Freileitungsmaste wurden KZ-Häftlinge abkommandiert.* „Der SS-Bewacher war ein Rumäne, den seine Eltern auf eine deutsche Schule geschickt haben, und daher hat er für die Nazis als Volksdeutscher gegolten, ist eingezogen worden und hat da im KZ Dienst machen müssen. Er hat sich hingesetzt, die KZ-Häftlinge haben wir hinuntergeschickt in die Grube; da sind sie unten gesessen und haben auch gegessen: Apfel oder Brot, was wir halt gehabt haben, und am Abend hat der Rumäne sie wieder zurückgeführt ins KZ-Lager. Ja; er hat mir seine Geschichte erzählt, er war selbst ein armer Kerl, vielleicht 18 wird er gewesen sein. Gegen Ende haben wir uns immer öfter hingesetzt und haben auf die Bolzen gewartet....

Versorgungsfahrt zu Volkssturmstellungen

Wir haben eine Versorgungsfahrt gemacht mit Lebensmitteln zu Volkssturmstellungen in Engelhartszell, mit einem LKW. Wie wir auf dem Rückweg waren, sind auf dem anderen Donauufer schon amerikanische Panzer gefahren. Das war kurz nach Hitlers Selbstmord. [11]Auf einmal halten uns zwei in SS-Uniform auf und steigen auf den LKW. Einer hat gemurmelt ‚Man kann dem Führer nur nachfolgen' und dergleichen. Er ist so dagesessen mit dem Revolver in der Hand, und ich habe mir gedacht ‚Der schießt, und was macht man dann mit uns?' Ich habe minutenlang auf ihn eingeredet: ‚Du bist doch dem deutschen Volk verpflichtet, den deutschen Frauen' usw. Auf einmal schaut er auf, nimmt meine beiden Hände und sagt: ‚Danke Kamerad, danke!' Hält das Auto auf, die zwei sind runtergehüpft und im Wald verschwunden. Dadurch sind wir dann ohne einen oder zwei toten SSlern in unser Lager zurückgekehrt."

Der Persil-Schein

Für das im Jahre 2005 erschienene Buch „Die ersten zehn Jahre" wurden laut Buch-Cover „...anlässlich des Jubiläumsjahres 19 prominente Zeit-

zeugen befragt, die eine für Österreich eminent wichtige Zeitspanne aus ihrer Sicht darstellen".[12] Zur Frage der Entnazifizierung in der Nachkriegszeit und zur oft noch vor Kriegsende eingeleiteten Absicherung von NS-Tätern und Mitläufern durch positive Zeugenaussagen („Persil-Schein") kommt Heinz Kienzl in seinem Beitrag für das Buch auf seinen letzten Kommandanten bei der Technischen Nothilfe zu sprechen: „Etwa im März 1945 sammelten wir im (TN-)Lager Lebensmittel, steckten sie in Papiersackerln und legten sie in dem Stollen so hin, dass die KZler sie nehmen konnten. Leider hat uns ein KZler verraten und die SS hatte unserem Kommandanten befohlen, die Rädelsführer ausfindig zu machen. Der „liebe" Oberwachtmeister Schimanek ließ mich kommen, erklärte, dass er wisse, dass ich das organisiert habe, er werde aber der SS sagen, er hätte es nicht herausgefunden, aber nach dem Krieg werde er mich besuchen. Und da hat er dann auch von mir den Persil-Schein bekommen." *(Ende des Auszugs)* [13] *Heinz Kienzl und seine 3 Freunde waren in St. Georgen ausschließlich beim Freileitungsbau (Maste) beschäftigt; die übrigen Männer dieser TN-Einsatzstelle waren bei Facharbeiten für den weiteren industriellen Ausbau der Stollen (Verlegen von Kabeln, Leitungen, Durchführung elektrischer Anschlussarbeiten u.dgl.) eingesetzt. Die Begehung der Stollen durch die TN-Helfer erfolgte ohne Bewachung, auch die vier vom Freileitungsbau hatten Zutritt.*

Sprengstoff in die Stollen - Das Ende in St. Georgen

„Nach der Versorgungsfahrt hat uns unser Kommandant vergattert und gesagt, wir werden jetzt mit Maschinenpistolen ausgerüstet und müssen das KZ-Lager bewachen, die SS wird vom KZ abgezogen.... Dann haben wir noch die Sprengkammern in den Stollen mit Sprengstoff, mit Donarit geladen, es ging da (schon vorher) so ein Latrinengerücht, dass alle, die das alles gesehen haben, in die Stollen getrieben werden (also auch wir von der TN), und dann wird gesprengt. Ja, ich kann auch den Namen des zweiten sagen, es war Peter Rühm, wir haben gemeinsam die Kisten hinein getragen, nur wir zwei. Am darauffolgenden Tag haben wir zeitig in der Früh vom Kommandanten einen Marschbefehl verlangt; er hat gesehen, wir werden aggressiv – wir haben geschrieen..." *Der geforderte Marschbefehl ist als „Bescheinigung" erhalten geblieben und ist aussagekräftig. Der Schein ist mit 3. Mai 1945 datiert, am selben Tag verließen die bis dahin verbliebenen Angehörigen der SS und der deutschen Luftwaffe den KZ-Komplex Gusen I, II und III. Von einer Bewaffnung der TN-Männer war inzwischen keine Rede mehr. Wie im Hauptlager Mauthausen, blieben nur Angehörige der Wiener Feuerschutzpolizei zur Bewachung zurück. (Die aus Wien evakuierten Männer waren am 13. April 1945 in Gusen eingetroffen). Aus der Bescheinigung geht weiters hervor, dass dieser Stützpunkt der Technischen Nothilfe ebenfalls die Tarnbezeichnung der Stollen trug: TN-Einsatzstelle „Bergkristall", mit dem Vermerk: Linz II, Postfach 599*[14]*. „TN-Helfer Kienzl wird.... entlassen, er hat die Weisung, sich bei seiner Heimatbehörde zu melden, die förmliche Entpflichtung durch Landrat, Arbeitsamt etc. erfolgt durch den Unterbereich Linz nachträglich. .....belassene Ausrüstungsgegenstände sind, sofern die TN weiter bestehen bleibt, später nach Weisung abzuliefern". Schließlich wird ihm in dem Papier noch ein Anrecht auf Lebensmittelkarten für Zivilverbraucher ab dem 6. Mai zugesichert. Gezeichnet der Einsatzführer: Schimanek, Zugführer der Technischen Nothilfe. Der Text ist abgefasst, als würde mehr oder minder alles irgendwie weitergehen. Es war Schimanek, der den Befehl zur Beladung der Sprengkammern in den Stollen an die beiden ihm unterstellten TN-Helfer erteilt hat. Im Chaos der letzten Stunden vor Abzug der SS hätte der örtliche TN-Kommandant vermutlich einen gewissen Spielraum gehabt, diesen Auftrag der SS herauszuzögern und letztlich zu ignorieren. JM: „Ging es vielleicht nur um eine Verlagerung bzw. Sicherung des vorhandenen Sprengmaterials (aus den Steinbrüchen etc.), oder war die Absicht zur nachfolgenden Sprengung der Stollen eindeutig?"* „Natürlich! Es war alles ganz offenkundig". *Heinz Kienzl begab sich mit den 3 Kameraden und dem TN-Koch Fabiskovic unverzüglich nach Altaist, wo die Frau des Kochs dienstverpflichtet war.* „Da haben wir uns versteckt, mehr oder weniger. Wir haben nur mehr den Drillich getragen, die Drillichhose habe ich heute noch als Andenken. Und nachher hat mir dann der Krcil noch einen Anzug gemacht, er hat in Wien wieder bei seinem Vater gearbeitet, als Schneider."

LUDWIG KOLIN, geb. 8. 2. 1924

„Unsere Burschen müssen den Kopf hinhalten an der Front, und Sie tachinieren da herum...."[15]

Ludwig Kolin. Foto: privat

Die tschechischen Sozialdemokraten in Wien

„Ich habe schon mit 4 Jahren geturnt im DTJ in Ottakring, im 16. Bezirk, das war der Arbeiterturnverein von den tschechischen Sozialdemokraten in Wien. Das alte Arbeiterheim war in der Kreitnergasse, hat einen großen Theatersaal und einen Turnsaal gehabt, da haben abwechselnd die Wiener Arbeiterturner vom ATV geturnt und wir von der tschechischen Minderheit in Wien auch. Das war bei den Arbeiterturnern eine direkte Zusammenarbeit. Im Februar 1934 ist das Arbeiterheim zerschossen und später ganz abgerissen worden. Mein Vater war auch Schutzbündler. Der Kontakt mit der österreichischen Sozialdemokratie hat ja immer bestanden, auch in der Illegalität, von 1934 bis 1938 und von 1938 bis 1945." *Ludwig Kolin besuchte in Ottakring eine tschechische Volksschule der Stadt Wien, danach im Bezirk die private tschechische Hauptschule des Schulvereins Komensky in der Herbststraße und wechselte nach einem Jahr in die tschechische Realschule im gleichen Gebäude. Diese und zahlreiche andere Komensky-Schulen, in denen auch Deutsch unterrichtet wurde, gab es nach dem Krieg nicht mehr, bis auf eine: die Komensky-Schule am Sebastianplatz im 3. Bezirk, die bis heute besteht. Nach dem „Anschluss" wurde auf den Vater, der Bediensteter der Stadt Wien war, Druck ausgeübt, den Sohn auf eine deutsche Schule zu schicken. Ludwig Kolin wechselte in die deutsche Realschule am Schuhmeierplatz („Oberschule für Jungen") im selben Bezirk. Nach einem Jahr wurde ihm von seinem Lehrer nahegelegt, die Schule wieder zu verlassen; der allgemeine Druck auf die tschechische Minderheit stieg immer weiter an. 1941 waren alle tschechischen Schulen gesperrt, in die Schule in der Herbststraße zog das Wehrbezirkskommando ein, aus der Schule am Sebastianplatz wurde ein Lazarett.*

Im Sonntagskleid beim Fotografen
Ukrainische Zwangsarbeiterinnen mit ihrem Betreuer Ludwig Kolin. Foto: privat

Lehrling bei der „Norma", Musterung

1939 begann Ludwig Kolin bei der Firma NORMA (elektrische Messgeräte) in Simmering (11. Bezirk) eine kaufmännische Lehre im Lohnbüro. „Bei der Musterung im Sommer 1942 sind wir vor der Untersuchung dort gesessen, und da ist die Frage gekommen: ‚Ist da jemand Jude? Wer ist Mischling? Bekennt sich jemand zum Tschechentum?' Ich habe mich auch gemeldet, dann sind wir gleich weggeschickt worden. Nein, ich habe kein Gesuch schreiben müssen." *JM: „Bei der Musterung ist den Wiener Tschechen, die sich dabei als Angehörige des tschechischen Volkstums deklarierten, meist in irgendeiner Form gedroht worden. Wie war das bei Dir?"* Zumindest beim Hinausgehen – da ist ein Wiener Polizist gesessen und hat zu mir gesagt: ‚Na, du wirst aber nicht lange in Wien bleiben…' Das hat begonnen, als nach dem Münchner Abkommen[16] Soldaten der Deutschen Wehrmacht zur Besetzung der Randgebiete der Tschechoslowakei losgeschickt worden sind. Zwei Bekannte z.B., ich weiß noch ihre Namen, die sind schon auf dem Lastwagen gesessen, und wie sie erfahren haben, wo es hingeht, haben sie sich noch zum Rapport gemeldet: Sie sind Tschechen und sie möchten nicht auf die eigenen Landsleute schießen…" *Hitler, für den Tschechen a priori als „politisch unverlässlich" galten, ordnete per 7. 10. 1938 an, dass in Österreich bzw. in der nunmehrigen Ostmark „Staatsangehörige tschechischen Volkstums nicht in die Wehrmacht einzustellen sind…".*[17]

Die Ukrainerinnen

Die Firma NORMA ging bereits im April 1939 in den Besitz einer reichsdeutschen Firma über, unter Beibehaltung des alten Namens und mit Ausrichtung auf Rüstungsgüter (Armaturen, Geräte für die Luftwaffe etc.) – die Eingliederung der NORMA in die Luftwaffenbetriebe des Großdeutschen Reiches war vollzogen. Dienstverpflichtete, Zwangsarbeiter aus zahlreichen Ländern und französische Kriegsgefangene aus dem nahen Kriegsgefangenenlanger in der Geiselbergstraße erhöhten allmählich die Beschäftigungszahl von 208 auf etwa 900 im Jahre 1944.[18] *Im Herbst 1942 wurde Ludwig Kolin überraschend zur Betreuung von 20 Ukrainerinnen eingesetzt, auch wegen seiner slawischen Sprachkenntnisse. Im Laufe der Monate entstand ein Vertrauensverhältnis zu den anfangs verschreckten Mädchen und jungen Frauen. Schon mit der Abholung vom Bahnhof wurde er betraut; täglich außer Sonntag fuhr er in ein entlegenes Barackenlager, begleitete die Frauen und Mädchen mit der Stadtbahn und der Straßenbahn in die Firma und brachte sie nach der Arbeit wieder dorthin*

zurück. Dabei musste er jedes Mal dem Schaffner eine Bestätigung vorweisen, die „Der Beauftragte des Gauleiters für den Einsatz ausländischer Arbeiter" mit Datum vom 10. 10. 1942 ausgestellt hatte. JM: „Wie war das mit den 20 Ukrainerinnen in der Straßenbahn? Habt Ihr überhaupt Platz bekommen, hat es keine Schwierigkeiten gegeben oder Stänkereien aus der Bevölkerung?" „Wir mussten ja auch einmal umsteigen; Wortwechsel hat es keine gegeben, nein. Manchmal wurde schon gefragt, von wo die Mädchen sind. Sie haben ihre eigenen Sachen angehabt, waren immer sauber und haben sich erst in der Firma umgezogen. Die Unterkunft, die Baracken, das war in Ober-St.Veit[19], nicht weit von der Stadtbahn; gleich bei der Station, da war viel Grabeland[20], dort war nichts verbaut. Einmal sind wir auf dem Weg zu den Baracken einem Wehrmachtsoffizier begegnet. ‚Wie kommen Sie daher marschiert, Sie kommen ja wie mit einer Hammelherde!', hat er mich angeherrscht, und warum ich denn nicht mit ihnen in 3er- oder 4er-Reihen gehe. Das war mitten auf den Feldern..." *JM:"Hast du das befolgt?"* „Eigentlich nicht; er war dann wieder weg, wahrscheinlich hat die Wehrmacht dort kontrolliert. Ja, es war mitten im Grabeland, ich habe dort jedes Mal drei Mädchen von der Gruppe weggehen lassen. Unsere Leute, ja, die Wiener, die Älteren, die nicht irgendwo eingesetzt waren, haben schon gewartet und haben den drei Ukrainerinnen dann frisches Gemüse vom Grabeland geschenkt." *An einem Sonntag war Ludwig Kolin mit ihnen vereinbart, in seiner Begleitung durften sie das Lager verlassen. Er wollte ihnen Wien zeigen, vielleicht den Prater, doch die Ukrainerinnen wollten geschlossen zum Fotografen, das war der sehnlichste Wunsch von allen. Zahlreiche Fotos von hübsch hergerichteten, lächelnden Zwangsarbeiterinnen in ihrem Sonntagsgewand sind aus der NS-Zeit erhalten geblieben, sie entstanden dort, wo es aus verschiedenen Gründen fallweise eine Möglichkeit dazu gegeben hat. Oft werden solche Fotos dazu missbraucht, mit der angeblich doch recht annehmbaren Situation von Zwangsarbeiterinnen zu argumentieren. Zwangsarbeiter, Männer wie Frauen, waren in Wien nicht nur in separierten, entlegenen Baracken untergebracht, sondern auch mitten in der Stadt. Ludwig Kolin erfuhr damals u.a. von diversen Gast- und Kaffeehäusern, die zu Zwangsarbeiterquartieren wurden, auch in der Innenstadt. Die Wiener begegneten praktisch täglich den Zwangseingesetzten, auf der Straße, an Baustellen, beim Eingang ihres aufgelassenen Stammlokals oder auch unterwegs in der Straßenbahn.*

NATIONALSOZIALISTISCHE DEUTSCHE ARBEITERPARTEI
GAULEITUNG WIEN

Der Beauftragte des Gauleiters für den Einsatz ausländischer Arbeiter

An die
Direktion der
Städt. Strassenbahnen,
W i e n.

Unser Zeichen: Sch/17.

WIEN, den 10. Oktober 1942.

VI., Theobaldgasse 19 Fernruf B 27 207, B 27 489, B 29 281, Kl. 172, 173

Ihr Zeichen:

Der Betrieb "N O R M A" Fabrik elektrischer Messgeräte Gesellschaft m.b.H., Wien, 79/XI., Fikeystrasse 11 ist berechtigt, die städtischen Verkehrsmittel von Montag früh bis Samstag mittag mit 20... (in Worten Z w a n z i g .....) Ostarbeitern auf der Strecke Ober-St.Veit-Karlsplatz, Stadtbahn-Linie WD, Schwarzenbergplatz-Simmeringer Remise, Strassenbahn-Linie 71 zu benützen.

Heil Hitler !

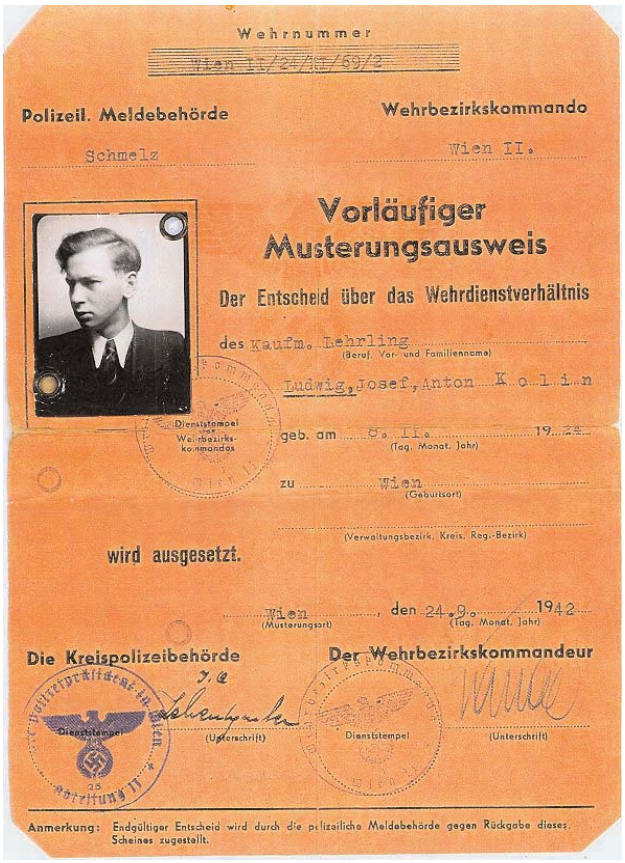
i.A.
(K w e c h)
Gauhauptstellenleiter

Nationalsoz. Deutsche Arbeiterpartei Gauleitung Wien

Stadtdurchquerung vom Barackenlager zum Arbeitsplatz Fahrbewilligung für 20 „Ostarbeiter". Quelle: privat/ Kolin

Anzeige und Zwangseinsatz bei der Technischen Nothilfe

„Vor den Weihnachtsfeiertagen 1942 ist in der Firma für die Lehrlinge und die ganze Gefolgschaft[21] ein Christbaum angezündet worden. In der NORMA war eine Nazi-Betriebsrätin oder Sozialreferentin, und ich habe zu ihr gesagt: ‚Wir könnten doch den Weihnachtsbaum später nochmals anzünden für die Ukrainerinnen, das sind ja brave Arbeiterinnen, damit sie auch den Baum mit den Kerzen sehen'. Da ist diese Frau explodiert:, Sie gehören ja angezeigt bei der Gestapo! Unsere Burschen müssen den Kopf hinhalten an der Front, und Sie tachinieren da herum' oder so ähnlich. Und tatsächlich, auf einmal ruft mich der Direktor, da haben wir schon einen reichdeutschen Direktor gehabt. ‚Ich soll da eine Anzeige unterschreiben; von mir geht sie nicht weg. Passen Sie doch auf Ihren Kopf auf!' *Die Anzeige wurde offenbar trotzdem von jemandem weitergeleitet. Kurz darauf, am 15.1.1943, wurde Ludwig Kolin aus dem kriegswichtigen Betrieb abgezogen – er war inzwischen schon gelernter Industrie-Kaufmann – und zur Technischen Nothilfe zwangsverpflichtet. Er musste sich bei der TN-Zentrale in der Gauermanngasse 4 im 1. Bezirk melden. Das ganze ging sehr formlos vor sich. Im Gegensatz zu österreichischen, „deutschstämmigen" TN-Angehörigen und besonders den höheren Rängen wurde kein Gelöbnis*



Wehrnummer

Wien II/2/Ka/69/2

Polizeil. Meldebehörde — Wehrbezirkskommando

Schmelz — Wien II.

Vorläufiger Musterungsausweis

Der Entscheid über das Wehrdienstverhältnis

des Kaufm. Lehrling (Beruf, Vor- und Familienname)

Ludwig, Josef, Anton K o l i n

geb. am 6. II. (Tag, Monat, Jahr) 19..2..

zu Wien (Geburtsort)

(Verwaltungsbezirk, Kreis, Reg.-Bezirk)

wird ausgesetzt.

Wien (Musterungsort), den 24.9. (Tag, Monat, Jahr) 1942

Die Kreispolizeibehörde — Der Wehrbezirkskommandeur

(Unterschrift) — (Unterschrift)

Anmerkung: Endgültiger Entscheid wird durch die polizeiliche Meldebehörde gegen Rückgabe dieses Scheines zugestellt.

Entscheid über das Wehrdienstverhältnis ausgesetzt.
Quelle: privat/ Kolin

auf den Führer abgelegt. „Ich bin in die Kaserne weitergeschickt worden; zieh dich an, da hast du deine Uniform, Schluss, aus.“ *Unverzüglich wurde er mit der Straßenbahn nach Inzersdorf am Stadtrand zum Freileitungsbau losgeschickt. Die Arbeiten waren bereits im Gang, eine Baracke war für die TN-Männer zwischen zwei Geleisen aufgestellt worden. Bei eisiger Kälte und Schnee wurden Maste aufgestellt und Stromleitungen gezogen. Ludwig Kolin, der schon früher in seinem Heimatbezirk in einer Jugendkapelle musiziert hatte, wurde sofort zum Musikzug der Technischen Nothilfe angeworben. „Mit Husten und gesprungenen Lippen kann ich nicht Trompete blasen“ lies er ausrichten und bekam tatsächlich sofort Innendienst; das Interesse an geeigneten TN-Musikern war enorm. Die Proben waren am Abend, zum Musizieren in der Öffentlichkeit kam es nicht mehr. „Menage“[22] ausführen zu den TN-Einsatzstellen, in riesigen Kanistern und per Straßenbahn, das war seine nächste Tätigkeit, Arbeiten in einem Holzlager folgten. In der TN-Kaserne gab es keine Spinds, nicht einmal ein eigenes Bett. Die Burschen und jungen Männer wurden z.T. abwechselnd nach Hause geschickt zum Schlafen, damit andere wiederum die Betten in der Kaserne belegen konnten. Zeitweise saßen viele untätig herum und waren „in Bereitschaft“. Dann wurden viele von Wien abgezogen, u.a. nach Nieder- und Oberdonau, ins „Altreich“ oder auch hinter die Front verlegt, v.a. „arische“ Österreicher.* „Einmal hätten wir in Minsk, in Weißrussland, eine Fabrik abmontieren sollen; da war schon vorbereitet, wer alles fährt, und da ist scheinbar jemandem der Gedanken gekommen, die ‚Behm’[23] können wir doch nicht hinschicken – weil die verschwinden dort bei den Russen, und auf einmal hat es geheißen: nein. Und als wir nachgefragt haben, hat’s geheißen, Ihr wäret uns ja dort durchgegangen, zu den Russen. Das war noch vor Berlin.“

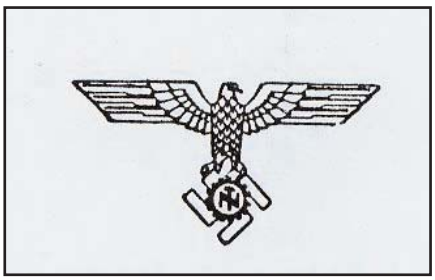
Berlin-Einsatz – Schüler und Professoren der tschechischen Schulen in Wien räumen auf

Ein plötzlich angesetzter Einsatz in Berlin folgte. Abmarsch war am 4. 3. 1943. „Der große Haufen dort, das waren wir, die Wiener Tschechen, Schüler und Studenten der Komensky-Schulen mit unseren Lehrern und Professoren. Dann waren nicht sehr viele ‚Mischlinge’ und 3 oder 4 so genannte kriminelle Jugendliche aus dem Wiener Jugendgefängnis Kaiser-Ebersdorf. Die waren mit 16, 17 eigentlich die Jüngsten. Die hat dann unser Kommandant, der Polizeileutnant, später nach Wien zurückgeschickt. Sein Polizeirang war „Meister“, er war Wiener und ein ehemaliger k&k Offizier, der war auf unserer Seite. Wir waren in einer Schule untergebracht. Die Berliner, die haben eine solche Truppe der Technischen Nothilfe noch nicht erlebt, mit Tschechen und ‚jüdischen Mischlingen’ aus Wien.“ *Da saßen also in Berlin in einer Mädchenschule ein Offizier der ehemaliger k&k Armee mit etwa 120 vorwiegend Tschechen, deren Urgroßeltern oder Großeltern zur Zeit der Monarchie zur Arbeit nach Wien gezogen waren, sowie eine geringe Anzahl von jungen Männern auch aus der Wiener jüdischen Bevölkerung. Es war eine gute, ganz eigene Atmosphäre; der Wiener Offizier wusste seine Männer zu motivieren, beendete kurzerhand die Abhängigkeit von der Berliner SS (Verpflegung etc.) und stellte auf Selbstverpflegung mit einem Koch aus den eigenen Reihen um. Die Trinkgelder und Lebensmittelmarken der dankbaren Bevölkerung – wenn persönliche Gegenstände aus den Trümmern gerettet oder kleinere Reparaturen in den beschädigten Wohnungen erledigt werden konnten – wurden zusammengelegt; dafür wurde alle 14 Tage abgerechnet und der Überschuss den TN-Helfern ausbezahlt. Die Lehrer und Professoren machten Innendienst (Wartung, Schreibarbeiten), aber nicht alle. Prof. Matousek z.B. war auch bei den schwierigen Außeneinsätzen dabei. Von den ehemaligen Schülern hörte man oft „ja, Herr Professor, bitte, Herr Lehrer“ oder z.B. den Scherz eines Maturanten zu seinem Professor: „Ihnen bringe ich nichts mit aus der Küche, Sie haben mich ja damals ins Klassenbuch eingetragen...“*

Die Einsätze – vorrangig Sicherungs- und Aufräumarbeiten nach Luftan-

griffen – waren sehr gefährlich und bedeuteten Schwerarbeit. JM: „Es gibt Berichte, wonach auch zwangseingesetzte TN-Helfer so wie Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene häufig nicht die Luftschutzräume oder eine sonstige Deckung aufsuchen konnten bzw. durften. Wie war das in Berlin?"(So berichtet der Wiener Oskar Krampf, dass er 1943 als „Halbjude" zur Zwangsarbeit in der Technischen Nothilfe eingezogen wurde und mit seiner Einheit u.a. nach Bombenangriffen die Leitungen wieder aufbauen musste. „Sogar bei Tieffflieger-Angriffen mussten wir arbeiten", berichtete er im Jahre 2000 in einem Interview.[24])
„Wir haben etliche Luftangriffe erlebt. Ja, in der Schule sind wir schon in den Keller gegangen; aber wir sind in Alarmbereitschaft gewesen und haben – je nachdem – auch noch während der Luftangriffe hinaus müssen. Es ist passiert, dass wir sofort ausrücken mussten, man hat uns hingebracht, wo man uns dringend brauchte. Es ist ja an -zig Stellen bombardiert worden und wenn wir eingesetzt wurden, war es oft noch nicht vorbei." *Einmal war Ludwig Kolin direkt bei der Brandbekämpfung eingesetzt, ein andermal war er dabei, als am Prager Platz freistehende Seitenwände mit Seilen und mit Autos zum Einsturz gebracht wurden. Er war in der TN-Kraftwagenbereitschaft in Berlin-Moabit im Einsatz sowie auf dem Gelände des TN-Reichsamtes in Berlin-Steglitz; dabei arbeitete er mit Berliner TN-Helfern zusammen. Einer ihrer Bewacher, ein „Charge"[25], wurde degradiert und nach Wien zurückbeordert. Er hat verschiedene Gegenstände, Lebensmittel etc., die er in den Trümmern gefunden hat, nicht abgeliefert, sondern hat ganze Pakete nach Hause geschickt.*
JM: „Gab es, z.B. in Berlin, Kontakte mit der Organisation Todt (OT)? Da ist doch vieles parallel gelaufen; die technischen und logistischen Einsätze auch in den besetzten Gebieten, die hat ja nicht nur die OT durchgeführt, sondern sehr wohl auch die TN." „Ja, die Organisation Todt, die ist viel mehr im Vordergrund gestanden gegenüber der Technischen Nothilfe, war viel bekannter, größer und mächtiger. Ich habe nicht erlebt, dass es da eine Beziehung gegeben hätte zwischen den beiden. Angeblich – wenn die Männer von der OT geheime, heikle Einsätze gehabt haben, die nicht an die Öffentlichkeit dringen sollten, dann konnte passieren, dass sie nachher bei einem „Unfall", z.B. in einem Stollen, umgekommen sind – so hat man sich das jedenfalls öfter bei uns erzählt."

Die diversen Uniformen bei der TN



Reichsadler mit dem Abzeichen der Technischen Nothilfe. Quelle: Postkarte der TN an Ludwig Kolin vom 2.12.1943

JM: „Wie seid Ihr eigentlich als TN-Helfer in eurer dunkelblauen Uniform von der Bevölkerung wahrgenommen worden?" „Man hat schon oft gefragt, wer wir sind. Später, wie die dunkelblauen nicht mehr verfügbar waren, hat es in der TN auch abgetragene Uniformen der Luftwaffe und vom Heer gegeben, graue und grüne, und von der Waffen-SS. Die Stiefeln von der Technischen Nothilfe habe ich noch heute, ich habe sie aufgehoben. Innen im Schaft ist sogar das Zeichen der SS. Wir haben Schulterstückln[26] gehabt, aber nichts drauf. Nur den Deutschen Reichsadler haben wir gehabt, am linken Ärmel und am „Schifferl."[27] *Dabei befand sich innerhalb des Hakenkreuzes das Abzeichnen der TN: ein Zahnrad mit den Initialen TN, das „T" in Form eines Hammers, so wie beispielsweise der Reichsarbeitsdienst den Spaten und zwei Ähren als RAD-Abzeichen führte. Die Wiener TN-Gruppe in Berlin musste plötzlich ohne ersichtlichen Grund den Reichsadler von der Mütze und vom Ärmel abtrennen, offenbar auf Weisung von weiter „oben".*

Löschteichbau im Stadtzentrum, Entlassung

Nach der Rückkehr nach Wien im Juni oder Juli 1943 folgten Arbeiten bei der Baufirma Zehethofer: Ein Löschwasserbehälter direkt vor dem barocken Messepalast in Ringstraßennähe wurde angelegt. Etwa 12 TN-Männer waren im Einsatz; Ludwig Kolin bediente u.a. eine Schmalspur-Dieselok. Ein weiterer Löschteich vor der Votivkriche war in Vorbereitung. Beim Schleppen eines 50-kg-Zementsackes bekam Ludwig Kolin vom Aufseher (Charge) einen leichten Tritt, stürzte und blieb liegen. Der Arzt, der doppelseitig Narben nach einer Leistenbruchoperation feststellte, verordnete leichtere Arbeit. TN-Kommandant Molnar warf ihn kurzerhand aus der Einheit, er lasse sich nicht zum Narren halten, eine Meldung an die Gestapo werde folgen. Entlassen wurde Ludwig Kolin mittels einer „Dienstzeitbescheinigung" vom 5. 8. 1943, die über die TN einiges aussagt. Es geht hervor, dass er „durch Verfügung des Polizeipräsidenten in Wien... zum langfristigen Notdienst einberufen wurde", dass tatsächlich der Wiener Polizeipräsident sein oberster Vorgesetzter vor Ort war und dass ein Einsatz auf Kriegsdauer vorgesehen war (wie bei der Mehrzahl der zwangseingesetzten TN-Helfer). Die „Entpflichtung aus dem Notdienst" erfolgte wegen Dienstuntauglichkeit; unterzeichnet ist Molnar als Oberzugführer. Bemerkenswert ist, dass Ludwig Kolin darin als „Unterwachtmeister" der TN aufscheint. Es war der unterste Dienstgrad der offiziellen Ränge bei der NS-Ordnungspolizei. Die Bewacher und die Vorgesetzten der

zwangseingesetzten TN-Männer, die so genannten Chargen, verfügten immer über einen Dienstgrad, zumindest den untersten. Im Gegensatz zu den Chargen bekamen die Zwangseingesetzten keinen Lohn, nur ein geringfügiges „Taschengeld" wurde ihnen ausgezahlt. Während des ganzen Einsatzes von Ludwig Kolin wurden weder er noch andere TN-Männer seiner Truppe so genannt, die Bezeichnung war überhaupt nicht geläufig. Sie wurden alle nur als TN-Mann bzw. TN-Helfer angesprochen, keiner von ihnen trug einen Dienstgrad auf der Uniform. Auch in Schriftstücken war der Dienstgrad Unterwachtmeister nirgends vermerkt. Im TN-Ausweis von Ludwig Kolin z.B. ist vor seinem Namen die Abkürzung TNM (TN-Mann) eingetragen. Der nur auf seinem Entlassungspapier existente Dienstgrad brachte Ludwig Kolin nach 1945 Schwierigkeiten bzw. zumindest Ärger bei der Bewertung seines Zwangseinsatzes ein. So sagte eine ehemalige Widerstandskämpferin zu ihm: „Du warst ja sogar Unterwachtmeister bei der Polizei unter den Nazis!"

TN-Leitungsbautrupp am Bahnhof Wien-Inzersdorf im Winter 1942/43. 2. Reihe 3. v.l. O. Stanek, 1. v.r. L. Kolin. Foto: privat/ Stanek

Die Ukrainerinnen zurückgeschickt

Nach der Entlassung begab sich Ludwig Kolin unverzüglich zu seiner Firma, man nahm ihn mit offenen Armen auf. Bei der Gestapo am Morzinplatz wurde er von 3 Beamten einem Verhör unterzogen, einer hieß Exner. „Ich bin gefragt worden, ob ich nicht jetzt doch zur Wehrmacht einrücken würde. Ich habe nicht ja und nicht nein gesagt. ‚Der Führer hat gesagt, er will keine Tschechen in der Wehrmacht haben,' habe ich geantwortet." *Er konnte schließlich bei der Firma Norma bleiben, mit der Gestapo hatte er nichts mehr zu tun. Seine „Schützlinge" aus der Ukraine waren noch alle da, sie waren inzwischen ganz nahe der Firma in einem aufgelassenen Firmengebäude untergebracht. Weitere Ukrainerinnen kamen noch dazu, schließlich war es eine Gruppe von 50 Frauen und Mädchen, eine Mutter mit Tochter war auch darunter. Ludwig Kolin wurde inzwischen zum Anlagenverwalter befördert. Noch im Jahr 1945 sollte er in Wiener Neustadt in der Rüstungsindustrie dienstverpflichtet werden, es kam aber nicht dazu. Gegen Ende wurde er zu Schanzenarbeiten im Burgenland einberufen. Der Vater, der im Krankenstand war, begab sich mit seinen kaputten Knien zur NSDAP in Ottakring und wies die Vorladung für Ludwig Kolin vor – auch er hieß Ludwig. Die Vorladung wurde als offensichtlicher Irrtum zerrissen und der Vater heimgeschickt. Für die willkürlich auf höheren Befehl abgezogenen Ukrainerinnen wiederum wurde Ludwig Kolin von der Firmenleitung losgeschickt, um sie von Erdarbeiten bei Eisenstadt für die Norma wieder frei zu bekommen.* „Ich habe ausgerichtet, die Firma hätte kriegswichtige Geräte für die Rüstung zu machen. ‚Tun Sie da spionieren? Ich lasse Sie gleich einsperren', hat der Zuständige von der NSDAP dort gedroht und ich bin allein zurückgefahren. Ja, ich habe sie dort gesehen in dem Schupfen[28]. Aber am nächsten oder übernächsten Tag haben sie uns die Ukrainerinnen zurückgeschickt."

OTTO STANEK, geb. 22. 10. 1922

„Und wie die Russen gekommen sind, hat meine Mutter das Foto herausgerissen aus meinem Ausweis, wegen der Uniform..."

Otto Stanek hat in der Werkstatt seines Vaters das Tischlerhandwerk gelernt. Die Familie lebte im 10. Wiener Gemeindebezirk, in Favoriten. Er war ein eifriger Turner beim tschechischen SOKOL-Verein; als Jugendlicher wurde er Bester im Geräteturnen für Favoriten und Zweitbester für ganz Wien. Der SOKOL galt gegenüber dem Arbeiterturnverein DTJ der tschechischen Sozialdemokraten als „bürgerlicher" Turnverein. Mit 18 Jahren wurde er im Herbst 1940 ins noble Parkhotel Schönbrunn geladen – zur Musterung. „Wir sind dann 20 oder 30 Wiener Tschechen herausgetreten, da haben sie uns auf die Seite geschoben; wir haben gleich schreiben müssen, dass wir eine tschechische Schule besucht haben usw. Ja, es war ein Gesuch, das hat der Wehrmachtsoffizier uns diktiert und vor der Unterschrift hat er gesagt: ‚Überlegt es euch gut, Ihr kommt nach Sibirien oder an die Wand..."

Heereszeugamt im Arsenal

Anschließend wurde Otto Stanek ins Heereszeugamt im Arsenal im 3. Bezirk als Tischler dienstverpflichtet. „Wie ich dort gearbeitet habe, habe ich zum Ostbahnhof gesehen, was glauben Sie, wie viele Frauen da aus den Zügen herausgekommen sind. Unsere Halle ist in die Richtung gestanden; jeden Augenblick sind Ukrainerinnen,

Russinnen, Polinnen angekommen. Nur Frauen habe ich gesehen, mit den Tüchern. Beim Verladen von Panzern habe ich in die Holzkeile nur 3 Nägeln hineingetrieben statt 5 und 2 mit Bleistift markiert; beim Verschub sind die Panzer hinuntergefallen, aber unterdessen haben sie mich im Arsenal schon hinausgeschmissen.“ *Er war der jüngste Facharbeiter dort und sollte nach Arbeitsschluss allein zusammenräumen, während ein paar etwa gleichaltrige Hilfsarbeiter rauchten und sich über ihn lustig machten. Otto Stanek weigerte sich und wurde einigen Offizieren vorgeführt. „Jetzt ist Krieg, und jeder muss überall anfassen, wo Not am Mann ist!“ Und schon bekam Otto Stanek seine Einberufung zur Technischen Nothilfe zugestellt. Der Vater war inzwischen nach Essen dienstverpflichtet.*

Die vielfältigen „Aufgaben“ bei der TN - Die Wiener Kaserne der Zwangseingesetzten

Als „TN-Mann“ in Wien hatte Otto Stanek die unterschiedlichsten Arbeiten durchzuführen. Als eine Art Leiharbeiter wurden die Burschen und meist sehr jungen Männer herumgereicht. Die Schotter- und Beton-Firma Wagner war seine erste Arbeitsstelle. In Grinzing (19. Bezirk) an der Himmelstraße wurde für Flak-Stellungen eine Stromleitung aufgestellt; in Inzersdorf (23. Bezirk) wurden ebenfalls Leitungsmaste aufgestellt und Leitungen gezogen, am Naschmarkt wurden Zwiebeln ausgeladen, in die Marokkaner-Kaserne Zementsäcke heran transportiert, im Parlament Kisten und Kartons von einem Raum in den anderen getragen, nach Klosterneuburg Kanister mit Essen ausgeführt; bei der Firma Steirer in der Johnstraße im 15. Bezirk wurden Fertigteile für Baracken gezimmert – der Bedarf an Baracken war sehr groß. In der TN-Kaserne in der Lerchenfelderstraße Nr. 1 im 7. Bezirk fühlte sich Otto Stanek trotz allem recht wohl; das Zusammentreffen mit so vielen Freunden und Bekannten aus dem Turnverein, aus der Schule, aus weiteren Vereinen der tschechischen Minderheit gefiel ihm. Bis zum 3. Dezember 1942. „ ‚Brtna!!’– Die haben so einen Hut gehabt und Ledermäntel; der Leopold Brtna und ich, wir waren in der Kaserne am Zimmer zusammen. Wie die Gestapo ihn geholt hat, war ich auch gerade da. Der Holub Heinrich war mit ihm gut befreundet. Von der Hinrichtung habe ich erst nach dem Krieg erfahren.“

Der Arbeitsalltag in Nieder- und Oberdonau - Die Kameraden Walter Winterberg und Bedrich Zimmel

Danach wurde Otto Stanek zunächst nach Niederdonau verlegt. Die erste Station war Dietersdorf bei Sieghartskirchen, wo ein Wassergraben angelegt wurde. Dort kam es zu Begegnungen mit französischen Kriegsgefangenen, die bei den Bauern eingesetzt waren. Die schon erwähnte „Kupferaktion“ an Stromleitungen im Waldviertel, Mühlviertel und Innviertel folgte. Dabei wurden auch z.T. alte Maste ausgetauscht, Gruben für neue Masten gegraben etc. „Wir waren am LKW 20 Leute mit Werkzeug. Unsere „Partieführer“ im Waldviertel waren der Hoffmann und der Krug; das waren Chargen, die haben nicht mitgearbeitet. Scharführer und Oberscharführer haben wir zu ihnen gesagt. Von uns Wiener Tschechen und „Mischlingen“ draußen im Arbeitseinsatz ist nie jemand aufgestiegen, keiner Charge geworden. Jede Woche ist der Homolka mit dem Auto hinaufgekommen ins Waldviertel und ins Mühlviertel und hat frische Wäsche gebracht, Drillich oder Schuhe, wenn neue gebraucht worden sind. Einen hellen Drillich haben wir gehabt zum Arbeiten, Jacke und Hose.“ *Otto Homolka gehörte zu den zwangseingesetzten Lehrern und Professoren der tschechischen Schulen in Wien. Er leitete in der TN-Kaserne die Kleiderkammer bzw. das sog. Monturdepot, an ihn erinnern sich fast alle. Später sollte er Direktor der nach 1945 einzigen verbliebenen tschechischen Schule in Wien werden. In Nieder- und Oberdonau arbeitete Otto Stanek u.a. mit Walter Winterberg zusammen.*

Anlegen eines Wassergrabens in Dietersdorf bei Sieghartskirchen (NÖ).

Otto Stanek in einer Strommast-Grube beim Absaugen des Grundwassers im Winter 1942/43. Fotos: privat/ Stanek

„Überall in den Arbeitspartien war bei uns Wiener Tschechen klar, wer wir sind. Bei den anderen, da ist nie geredet worden, wer „jüdischer Mischling“ ist oder nicht; der Walter Winterberg hat es mir selbst gesagt. Er hat später versucht, in die Schweiz zu fliehen. Der Bedrich Zimmel, der hat auch mit mir zusammengearbeitet im Waldviertel. Ich bin weitergegangen bis nach Ebensee, und er ist dort geblieben. Ein guter, fescher Bua[29], seine Familie habe ich

Otto Stanek im März 2006 im Schutzhaus „Wasserwiese“ im Wiener Prater. Foto: J. Müller

gekannt; im Jahr 1944 haben sie ihn erschossen.“ *In der Technischen Nothilfe war Bedrich (Friedrich) Zimmel der zweite zwangsverpflichtete Arbeitskamerad von Otto Stanek aus der Wiener tschechischen Minderheit, der hingerichtet wurde. Bedrich Zimmel wurde von einem Waldviertler Bauern angezeigt, weil er sich dort Fremdarbeitern gegenüber freundlich verhielt, Kontakt mit ihnen suchte. Von ehemaligen TN-Kameraden wird erzählt, er habe lediglich Brot hergeschenkt, angeblich nicht heimlich, sondern ganz offen. Alle TN-Angehörigen unterstanden der SS- und Polizeigerichtsbarkeit. Bedrich Zimmel wurde verurteilt und im Sommer 1944 am Militärschießplatz Kagran in Wien hingerichtet.*[30]

Die Technische Nothilfe in Ebensee

Otto Stanek war auch in Linz bei den Hermann Göring-Werken bei Instandsetzungsarbeiten eingesetzt; anschließend wurden in einer Kaserne in Lambach viele TN-Helfer zusammengezogen; offenbar war es eine Art Zwischenstation, sie blieben etwa eine Woche. „Ein hohes „Tier“ ist uns kontrollieren gekommen, in einer Uniform voller Auszeichnungen. Nachher haben wir in Wels eine Lichtleitung repariert und dann in Ried im Innkreis wieder beim Freileitungsbau gearbeitet. Der Aufseher, der Partieführer dort war der erste und einzige, der auch mitgearbeitet hat. Ich weiß noch einige Namen, einer war Peter Rühm vom Sechshauser Gürtel in Wien.[31] Nach Ebensee sind wir partienweise gekommen, das war ungefähr im November 1943. Zu Weihnachten 1943 hat niemand von uns nach Hause dürfen, 1944 schon. Holzbaracken waren dort, wir haben zu acht in einem Zimmer geschlafen. Der Leiter der Technischen Nothilfe in Ebensee war der Baumeister Böhm.“ *JM: „Wieviele TN-Männer waren in Ebensee? War nur der Baumeister dort als Leiter?“* „Da war nur er, in einer kleineren Holzbaracke mit der Kanzlei. Mit einer Schirmkappe ist er herumgegangen, Zugkommandant haben wir zu ihm gesagt. Er hat immer Anrufe bekommen von den Firmen, die uns angefordert haben. Jeden Tag war Appell. Wir waren viele, vielleicht 500. Wie ich hingekommen bin, war schon alles in Betrieb im TN-Lager. In der Kanzlei war der Bernas, der war zuvor gemeinsam mit einer großen Gruppe von Tschechen aus dem Protektorat, aus Brünn, in Steyrermühl eingesetzt, die waren alle auch bei der Technischen Nothilfe; in Ebensee kann ich mich nicht an Protektoratsangehörige erinnern, nur aus Znaim oder Breclav (Lundenburg)[32]. Ein anderer Wiener Tscheche musste regelmäßig auf den Feuerkogel mit der Drahtseilbahn hinauffahren; das war der Josef Ptacnik, er hat dort oben Dienst gemacht und hat Flugzeuge melden müssen. In der Nähe waren andere Baracken mit zivilen Arbeitern und Zwangsarbeitern; und ein Stück weiter haben die Bauern gewohnt.

Nein, ich habe auch später nicht mitbekommen, dass da so ein derart großes KZ-Lager war mitten im Wald. Wir waren auf einer Wiese, vielleicht 25 Minuten von KZ-Lagertor entfernt. *JM: „Bei welchen Arbeiten waren Sie in Ebensee eingesetzt?“* „Wir sind in einem Elektroboot über das Wasser, 5 oder 10 Minuten, zu einem Stollen gefahren und haben dort Dynamit hineingetragen, lauter Kisten haben wir aufgeschlichtet. Das war am anderen Ufer, in der Mitte vom Traunstein, das Loch ist noch zu sehen, gleich am Wasser.“ *Regelmäßig kamen LKW der Wehrmacht nach Ebensee, die TN-Helfer luden am Ufer um und brachten die Fracht in den entlegenen Stollen, der offenbar der Wehrmacht gehörte. Otto Stanek war auch dabei, als eine Wasserleitung gegraben wurde und bei diversen anderen Arbeiten im Freien.*

Russische Zwangsarbeiter, Häftlinge des KZ Ebensee

„Wir waren ja auch bei Waldarbeiten, und mit uns haben gefangene Russen gearbeitet, sie haben so ein Arbeitsgewand gehabt, die waren nicht vom KZ; das war tageweise, dann waren sie wieder weg, es sind immer neue gekommen. Ich habe gesehen, wie einer bei den Stauden, bei den Weiden etwas abgeschnitten hat, er hat zu mir gedeutet, ich mach dir einen Korb. Sie haben scheinbar in ihrem Lager heimlich Körbe geflochten; ich habe das ja nicht brauchen können, aber die Bäuerinnen in der Nähe vielleicht. Ich war auch bei der Firma Hofmann & Maculan beschäftigt mit verschiedenen Hilfsarbeiten. Da war die Wasserleitung, mit der Scheibtruhe haben wir Material geführt, dann war etwas zum Tragen, da waren diese Russen dabei. Wir haben auch in der Nähe der KZler gearbeitet, ja, auch direkt neben ihnen; wir haben unsere Arbeit gehabt, und sie haben ihre Arbeit gehabt. Im Winter, wenn einer schwach war, ist er erfroren, und auf’d Nacht haben die Häftlinge ihn getragen wie ein Brettl, vorne

zwei, hinten zwei. Die SS-Aufseher waren vor allem rumänische Batschka-Deutsche." *JM: „Haben Sie Misshandlungen gesehen?"* „Das will ich Ihnen nicht erzählen. Gesehen habe ich auch, wie ein SS-Mann einen Juden niedergeschossen hat, da hat er 150 Zigaretten dafür gekriegt, das habe ich von einer anderen Seite gehört. Einer von der Technischen Nothilfe, der hat so eine Hütte gehabt mit Werkzeug, da sind die KZ-Häftlinge gekommen Krampen abholen, was sie halt gebraucht haben. Das haben sie wieder zurückbringen müssen und er hat ihnen Brot gegeben, das bei uns übriggeblieben ist; er hat dafür Goldzähne genommen. Dann ist die SS irgendwie draufgekommen, und wie er gesehen hat, die SS kommt den Weg hinunter, hat er die Zähne zwischen die Steine dort geschmissen. Er ist ins KZ Mauthausen oder nach Dachau gekommen, er hat überlebt." *JM: „Waren die Krampen usw. für den Steinbruch? Wissen Sie noch, wo die Baracke war?"* „Ja, für den Steinbruch; es war etwas weiter weg von unserem Quartier."

„Löwengang"

Otto Stanek hat öfter, besonders im Winter, die KZ-Häftlinge einen abschüssigen Weg mit Stufen herunterfallen gesehen, bis sie auf unterhalb gelagerten Eisenrohren und Traversen anschlugen. Ihre „Schlapfen" bzw. Holzpantoffeln waren mit Blech beschlagen und dadurch noch rutschiger, erzählt er. Der Schilderung nach muss es sich um den so genannten „Löwengang" gehandelt haben, die Stufen führten vom Lager hinunter zur Arbeit im Steinbruch. Der 3 – 5 Meter breite Weg erinnerte an einen Laufkäfig für Löwen in der Zirkusmanege, weil er beiderseits mit Stacheldraht bewehrt war. Nach der Arbeit mussten die entkräfteten Häftlinge die Treppe hinauf Richtung KZ-Lager bewältigen.[33]

TN-Einsatz in den Stollen

Waren Sie auch direkt in den Stollen eingesetzt, wo die KZ-Häftlinge gearbeitet haben?"[34] Ja. Unser Lager war unten; zu den Stollen sind wir hinaufgegangen, an dem Lagertor vorbei, aus der Entfernung habe ich den Torbogen gesehen; im KZ-Lager war ich nie drinnen. In den Stollen waren wir nicht oft, aber immer wieder. Die Häftlinge haben seitlich an einer Schnur das Blechgeschirr gehabt; ein ausgefressener Kapo, groß wie ein Bär, mit Reitstiefeln, hat so ein Staberl gehabt, vielleicht 50 cm lang, und hat damit auf seine Stiefeln geschlagen. Wir haben den Siemens-Leuten und unseren Elektrikern Material in die Stollen gebracht und haben zugereicht beim Verlegen von Stromleitungen. Im Stollen, da haben KZ-Häftlinge uns gedeutet, und haben eine Seife in der Hand getragen, Schichtseife, 3 x 3. Ich habe einem Brot gegeben, ja, mehrmals. Natürlich habe ich die Seife nicht gebraucht." *JM: „Hat es da Gelegenheit gegeben?"* „Im Stollen war die SS ja nicht überall dabei." *„Haben andere von euch auch Brot hergegeben?"* „Wahrscheinlich." *Von den Massentransporten der letzten Monate, als Häftlinge aus anderen KZ-Lagern v.a. aus dem Osten nach Ebensee weiter deportiert wurden, hat Otto Stanek nichts bemerkt und nichts erfahren. Im Ort hat Otto Stanek in seiner Freizeit keine SS-Männer gesehen, soweit er sich erinnern kann. Man erzählte sich, die SS hätte in einer ihrer Baracken eine Bar gehabt mit Frauen. Die TN-Männer gingen in Ebensee öfter ins Kino.*

Ein Zwangsverpflichteter aus Bad Ischl

In der TN-Mannschaft waren Burschen und junge Männer in der Überzahl; es gab aber auch Familienväter. Otto Stanek erinnert sich an einen Mann, der vermutlich schon um die sechzig war. „Wie ich bei der Technischen Nothilfe in Ebensee war, ist uns einer von unserem Zimmer gestorben, dann waren wir nur mehr sieben. Er war in Bad Ischl daheim, der hat gehustet... Ich habe zu meinem Kollegen gesagt, hörst, der gehört nimmer hierher. Das war, glaube ich, ein Dienstverpflichteter".
Otto Stanek war 17 Monate in Ebensee. Im März 1945 bekam er Sonderurlaub, weil die Wohnung der Eltern und die Tischlerwerkstatt des Vaters bei Bombenangriffen getroffen worden waren. Die Wohnung war mittel (Stufe „B"), die Werkstatt schwer (Stufe „C") beschädigt. Zu einer Rückkehr zur Technischen Nothilfe in Ebensee kam es nicht mehr. „Und wie die Russen gekommen sind, hat meine Mutter das Foto herausgerissen aus meinem Ausweis, wegen der Uniform. Wir haben ja ausgesehen wie ein SSler, man hat uns auch manchmal für SSler gehalten, nur der SS-‚Blitz' hat gefehlt."

HEINRICH HOLUB, Jahrgang 1922

„Bei der Musterung habe ich erklärt, ich fühle mich nicht als Deutscher, ich fühle mich als Tscheche.' ‚Sie werden Schwierigkeiten bekommen', hat man zu mir gesagt. Ich bin dann bei der Spedition Schenker dienstverpflichtet worden und habe dort auch den Führerschein gemacht. Ich habe eine Prüfung gehabt, mit Holzgasauto zu fahren und war auch berechtigt zum Fahren von Fahrzeugen mit Anthrazitkohle-Antrieb, mit 2 Kesseln; da habe ich ausgeschaut wie ein Rauchfangkehrer." *Bei dienstlichen Kontakten mit einem Elektrohändler grüßte Heinrich Holub zweimal mit „Guten Morgen" und bekam umgehend eine Vorladung zur Gestapo. „Solche Leute sind mir lieber als die, die einem so schön tun; bei Ihnen weiß ich, dass ich*

den Feind vor mir habe," sagte der Gestapo-Beamte abschließend, und Heinrich Holub wurde zur Technischen Nothilfe zwangsverpflichtet. Dort war er als Kraftfahrer eingesetzt, chauffierte fallweise den Wiener TN-Chef Molnar im PKW und fuhr mit dem LKW Transporte bis nach Brünn im Protektorat. Alle TN-Fahrzeuge hatten das Kennzeichen POL der Ordnungspolizei.

TN-Kamerad Leopold Brtna

Leopold Brtna
Foto: Weinert

Heinrich Holub ging öfter in den Wiener Prater und nahm auch seinen Freund Leopold Brtna mit, der ebenfalls Kraftfahrer bei der TN war. „Wir waren im Prater beim ‚Eisernen Mann'. Ich habe immer gern aufdraht[35], aber der Leopold war vorsichtig, in sich gekehrt. Er war 21 und schon verheiratet." *Leopold Brtna, Jahrgang 1921, wurde am 3. 12. 1942 in der Kaserne der Technischen Nothilfe wegen Vorbereitung zum Hochverrat von der Gestapo festgenommen; er gehörte dem tschechischen Widerstand in Wien an. ‚Sei versichert, Ihr braucht Euch meiner nicht zu schämen…' schrieb Leopold Brtna vor seiner Hinrichtung am 24. 5. 1944 an seinen Bruder.*[36]

WALTER WINTERBERG, Jahrgang 1924

Der Vater von Walter Winterberg war „nichtarisch" und wurde zu zahlreichen Einsätzen zwangsverpflichtet, darunter auch beim Kraftwerksbau der Draukraftwerke, laut seinem Sohn in Oberdrauburg. In dem im Jahre 2002 erschienen Buch „NS-Zwangsarbeit in der Elektrizitätswirtschaft der ‚Ostmark', 1938 – 1945" scheint sein Name in der Liste von insgesamt 200 jüdischen Wienern auf, die beim Kraftwerksbau an der Drau arbeiten mussten: Winterberg Max, 20.4. – 22.6. 1940.[37] *Nach dem „Anschluss" wollte Walter Winterberg als Jugendlicher in Wien-Brigittenau (20. Bezirk) mit Freunden vom Engelsplatz in den KJV aufgenommen werden, es kam aber nicht dazu. 1942 wurde er als „jüdischer Mischling" zur Technischen Nothilfe zwangsverpflichtet; eine Zeitlang war er gemeinsam mit Otto Stanek im Waldviertel eingesetzt; sein letzter Einsatzort war Neuhaus an der Triesting. Er erinnert sich, dass mehrere Aufseher bzw. Parteiführer Vorbestrafte waren und somit wehrunwürdig; zur Frage der Bewaffnung der Aufseher(Chargen) meint er, dass diese grundsätzlich einen Revolver besaßen, diesen jedoch vielleicht nicht immer mithatten; ein Charge z.B. trug in jedem Fall die Pistolentasche am Gürtel, ob mit oder auch ohne Waffe, das hat Walter Winterberg meist nicht beachtet. Die Gruppen wurden in Gasthöfen einquartiert, der TN-Koch brachte das Essen in der Scheibtruhe zur Arbeitsstelle. Die Uniformierung war bei ihm wieder anders; er besaß gleichzeitig zwei Uniformen: eine schwarze und eine graue mit schwarzen Aufschlägen (Waffen-SS), ohne Abzeichen. Ebenso wie Heinrich Holub, Otto Stanek und andere erzählt auch Walter Winterberg von Verwechslungen mit der SS seitens der Bevölkerung, aber auch durch Uniformierte. „Ihr gehört zur Polizei, und disziplinarrechtlich seid ihr der SS unterstellt", wurde ihnen zu Beginn gesagt.*

Innsbruck-Reichenau, Buchenwald

Im Weihnachtsurlaub 1943 beschloss Walter Winterberg in die Schweiz zu fliehen; nur etwa 200 m vor der Grenze wurde er aufgegriffen, in das Polizeigefängnis Innsbruck gebracht und anschließend in das bis heute weitgehend unbekannte Nebenlager von Dachau in Innsbruck-Reichenau; das Arbeitserziehungslager Reichenau befand sich unmittelbar daneben. Es war ein einziger Lagerkomplex, links lag das so genannte Arbeitserziehungslager, abgetrennt davon rechts das Dachau unterstellte KZ. Auf dem Gelände befindet sich heute der Innsbrucker Flughafen. KZ-Lagerleiter Mottl hatte später einen Prozess in Memmingen, zu dem Walter Winterberg als Zeuge anreiste. Mottl bekam lebenslänglich. Walter Winterberg blieb bis zum Frühjahr 1944 in diesem KZ und wurde wegen Fluchtgefahr nicht zu Außenkommandos gelas-

Torgebäude des KZ Buchenwald
Foto: Gedenkstätte Buchenwald

sen. Dann wurde er in das KZ Buchenwald eingewiesen, wo er die Befreiung im April 1945 erlebte. Vor seiner Überstellung nach Buchenwald im Mai 1944 wurden ihm der Schutzhaftbefehl und weitere Papiere vorgelegt. Während der Verhöre hörte er nie den Vorwurf einer „Fahnenflucht" als TN-Mann bzw. TN-Helfer oder dergleichen. Seine Zugehörigkeit zur Technischen Nothilfe war dabei einfach kein Thema, erinnert sich Walter Winterberg. Auch er hatte bei der TN kein Gelöbnis auf die

Fahne und den Führer geleistet. Für seinen Fluchtversuch ins Ausland wurde er nicht hingerichtet, sondern ins KZ überstellt, wo er überleben konnte. Er weiß auch insgesamt von keinem anderen Fluchtversuch eines TN-Mannes. Im Falle des Bedrich Zimmel (siehe Bericht Otto Stanek) stellt sich die Frage, ob die von einem Pfarrer schriftlich vermerkte „Fahnenflucht" als zusätzlicher bzw. eigentlicher Grund für seine Hinrichtung nicht vom SS- und Polizeigericht zur Abschreckung schlicht erfunden wurde, da Freundlichkeit und das Verschenken von etwas Brot an Fremdarbeiter auch unter dieser Gerichtsbarkeit noch keine Hinrichtung rechtfertigen konnte. Aus sämtlichen Gesprächen mit ehemaligen TN-Angehörigen, besonders mit Wiener Tschechen geht hervor, dass keine einzige versuchte oder gelungene „Fahnenflucht" eines zwangseingesetzten TN-Mannes bekannt ist und bei Bedrich Zimmel auch für seine ehemaligen engeren TN-Gefährten konkret nicht der geringste Hinweis darauf besteht.

EDUARD STEINER, Jahrgang 1921

Eduard Steiner[38] *war ein Wiener Tscheche mit deutschem Namen, das kam bei Tschechen in Wien, Niederösterreich, Linz usw. öfter vor. Sein Zwangseinsatz in der TN begann mit Arbeiten mitten im weitläufigen Lainzer Tiergarten, der auch heute zu Wien (13. Bezirk) gehört. Beim „Hirschgstemm" wurde eine Wasserleitung begonnen, die nie realisiert wurde; anschließend hatte der TN-Trupp die kilometerlange Tiergarten-Mauer an einigen Stellen zu reparieren; sie pfuschten alle herum, kein einziger gelernter Maurer war dabei. Das Essen wurde mit einem Fahrzeug*

Großbaustelle in Ebensee vor der Stollenanlage A und dem Steinbruch (rechts, nicht im Bild) nach 1945. Quelle: Franco Ferrante

gebracht und über die Mauer gehoben. Wie Ludwig Kolin war auch Eduard Steiner beim Berlin-Einsatz dabei. Im Herbst 1943 wurde er schließlich nach Ebensee abkommandiert.

Ebensee

Seiner Erinnerung nach stand zu Beginn nur eine Wohnbaracke, dann eine zweite. Eine dritte Baracke diente den Sanitäreinrichtungen, eine vierte umfasste die Küche und den Esssaal. Im kleinen Holzhaus von Baumeister Böhm wurden die neu Angekommenen einzeln einem Arzt vorgeführt. Nach Schätzung Eduard Steiners belief sich die Gesamtstärke auf etwa 250 TN-Männer. Zahlreiche auch ältere Chargen machten Dienst, vorwiegend „arische" Österreicher. Der Kommandant Baumeister Böhm war Polizei-Offizier und dem Polizeirang nach „Meister"; er war Österreicher und kein Nazi, heißt es. Direkt im relativ nahen Offensee hat es davor auch schon eine Einrichtung der Technischen Nothilfe gegeben, Näheres war nicht bekannt. Auch eine reguläre Polizeitruppe war in der Nähe stationiert, die zu Kriegsende abmarschierte. Eduard Steiner erinnert sich an einen Wechsel der Uniformen; die dunklen Uniformen wurden abgelegt, von abgetragenen feldgrauen Waffen-SS-Uniformen ohne Rangabzeichen musste (ähnlich wie in Berlin) auch noch das Hoheitszeichen, der Reichsadler, abgetrennt werden.

Seine Tätigkeiten in Ebensee unterschieden sich von den Einsätzen Otto Staneks. Der deutsche Name dürfte bei Kontakten mit der SS des nahen Konzentrationslagers Ebensee in manchen Fällen Eindruck gemacht haben, wie Eduard Steiner meint. Dazu ist anzumerken, dass beinahe alle diese Burschen und jungen Männer aus der Wiener tschechischen Minderheit sehr gut und akzentfrei deutsch sprachen. Ein SS-Scharführer entließ nach Meinungsverschiedenheiten den Feuerwehrhauptmann und setzte Eduard Steiner ein. An drei kleinere Brände in den Stollen kann er sich erinnern, einmal brannte Öl, zweimal diverses Material; gelöscht wurde mit Schaum. Dann wurde auch Steiner der Funktion enthoben; schon davor war er mit Kurierdiensten nach Deutschland betraut; er überreichte bei den diversen leitenden Stellen der in Ebensee installierten Firmen Korrespondenz, Pläne und sonstige Unterlagen. Etwa 15 Minuten vom TN-Lager entfernt befand sich das Zentrum dieser bei Ebensee installierten Firmen bzw.

Betriebe mit ihren Büros, das KZ Lager lag noch weiter; dieses Zentrum lag „wie eine kleine Stadt" dazwischen, auf halbem Weg. Als Eduard Steiner eine Dienstreise antreten wollte, war der Bahnhof Ebensee abgesperrt. Er konnte mit seinen Papieren näher treten; ein Zug mit Deportierten war angekommen, tote KZ-Häftlinge wurden auf Fahrzeuge geladen und abtransportiert. Das dürfte bereits im Jahr 1945 gewesen sein. Er bemerkte einen SS-Unteroffizier, der sich an dem Ausladen der Toten aus den Waggons aktiv beteiligte. Sehr bald nach der Befreiung sah Eduard Steiner diesen SS-Offizier in einer Gruppe von KZ-Häftlingen, die ihn ganz offensichtlich vor Übergriffen schützten. Eduard Steiner erinnert sich auch an einen etwa fünfzehnjährigen Polen aus dem KZ, der in den Siemens-Räumen einheizen musste. Für Eduard Steiner war es eine Gelegenheit, ihm Essen zuzustecken.

Zuletzt setzte der SS-Offizier Engelhart Eduard Steiner als seinen Stellvertreter als Luftschutzwart ein, das war eine relativ hohe Position. In der Folge wurde er in den SS-Führungsstab des KZ einbezogen. Als Fliegeralarm war und die Sirenen heulten, begab sich die SS in die Stollen, Eduard Steiner hatte als einziger in der SS-Stabsbaracke unweit der Stollen Telefondienst zu versehen. „Sind schon Bomben gefallen?" fragte Gauleiter Eigruber telefonisch bei ihm an. Eduard Steiner blieb bis zur Befreiung des Konzentrationslagers in Ebensee; er fuhr mit anderen in einem Feuerwehrauto ab.

ANHANG: Die Wehrunwürdigen der Technischen Nothilfe in der „Ostmark"

„Jüdische Mischlinge ersten Grades" wurden 1939 zur Wehrmacht eingezogen, viele von ihnen machten den Polenfeldzug mit. Ab 1940 bis 1942 wurden sie mit dem Vermerk "n.z.v." (nicht zu verwenden) aus der Wehrmacht entlassen; die NS-Führung hatte ihre Meinung geändert. Die "Mischlinge ersten Grades" galten spätestens ab 1942 als wehrunwürdig.
Kriminelle, Vorbestrafte, ehemalige Fremdenlegionäre etc. arbeiteten in der TN als Zwangseingesetzte mit. Aus dieser Gruppe kamen aber auch zahlreiche niedrige Chargen, sie wurden "Partieführer", die fast nie mitarbeiteten, sondern als Aufseher auftraten; sie verfügten auch über eine Waffe.
Ihr TN-Dienstgrad, meist Schar- oder Oberscharführer, war kein polizeilicher Dienstgrad, es war ein Rang der SS und der SA und auch der Hitler-Jugend. Kriminelle Verurteilte bekamen vom Wehrbezirkskommando einen „Ausschließungsschein" ausgestellt. Sie waren somit „vom Dienst in der Wehrmacht im Frieden und im Kriege....ausgeschlossen." Andere Vorbestrafte kamen in „Befristete Vorbeugehaft" (BV) ins KZ; ein „Sicherungsverwahrter" (auch Sicherheitsverwahrungshäftling, SV) büßte seine Strafe im KZ ab.
Bereits im Oktober 1942 wurden jedoch kriminelle Verurteilte trotz Ausschließungsschein zum sogenannten Bewährungsbataillon 999 eingezogen; auch hier ein völliger Richtungswechsel. Zunächst ging es zum Truppenübungsplatz Heuberg, später war Baumholder die erste Anlaufstelle. Zu den „999ern" wurden aber auch viele Politische eingezogen, die sich meist in Gefängnishaft befanden und z.T. bereits abgeurteilt waren.
Die Männer der tschechischen Minderheit in Wien. Bei den meist seit langem ansässigen Wiener Tschechen verfügte vor dem Anschluss die eine, größere Gruppe über die österreichische Staatsbürgerschaft (durch Option nach dem Zusammenbruch der k & k Monarchie), die andere Gruppe über die tschechoslowakische. Unter dem NS-Regime wurden die ersteren automatisch Deutsche Reichsangehörige (DR, DRA), die anderen galten ab der endgültigen Zerschlagung der Tschechoslowakei und der Errichtung des Protektorats im März 1939 als in Wien lebende „Protektoratsangehörige". Sie wurden in der „Ostmark" grundsätzlich nicht zur Musterung vorgeladen und arbeiteten in der Folge meist als Dienstverpflichtete. Auf Grund der Entscheidung Hitlers vom Oktober 1938 (siehe weiter oben), bekräftigt durch einen OKW-Erlass vom Juni 1939, wurden sich deklarierende Wiener Tschechen (DRA) bei der Musterung durch ihr „Bekenntnis zum tschechischen Volkstum und die Angabe der tschechischen Sprache als Muttersprache" de facto „wehrunwürdig", wurden in den Akten als „Nationaltscheche" bzw. unter „tschechische Zugehörigkeit" eingetragen und in keinem Fall zur Wehrmacht eingezogen. Sie bekamen keinen „Ausschließungsschein", sondern einen so genannten vorläufigen Musterungsausweis mit dem Vermerk: „Der Entscheid über das Wehrdienstverhältnis wird ausgesetzt." So wurden die Betroffenen in Ungewissheit gehalten; doch Hitler änderte in diesem Fall seine Haltung bis zum Schluss nicht.
Für ihn waren die Tschechen, auch in Wien, „politisch unverlässlich" (auch: „unzuverlässig", „PU"). Nicht einmal zum finalen Volkssturm wurden diese Wiener „Nationaltschechen" mit Deutscher Reichszugehörigkeit eingezogen. Dennoch waren Wiener „DRA-Tschechen" auch in der Wehrmacht: Es gab Angepasste, die bereitwillig mitmachten, es gab solche, die nicht den Mut auf-

brachten, Stellung zu beziehen; es gab welche, die erst an der Front oder gar nicht von dieser Regelung erfahren haben. Man weiß auch von Entlassungen noch an der Front. Andere zögerten, ließen sich beraten und entschieden sich aus verschiedenen Überlegungen doch für die Wehrmacht. (Ein junger Wiener Tscheche (DR) beispielsweise wollte eine Wiener „Protektoratsangehörige“ heiraten; die Heirat war von der Zustimmung der Gestapo abhängig.) Es war eine Entscheidung, die quer durch die Familien ging und auch entzweite. Unbestritten ist, dass jene Wiener Tschechen Deutscher Reichszugehörigkeit, die bei der Musterung als „Angehörige des tschechischen Volkstums“ aufgetreten sind, bei diesem höchst ungewöhnlichen Vorgang („Wehrunwürdigkeit“ durch freiwilliges Bekenntnis) Mut bewiesen haben, denn zu keinem Zeitpunkt war voraussehbar, wie die NS-Machthaber letztlich mit dieser Gruppe verfahren würden.

Ich danke allen Zeitzeugen sehr herzlich für ihre Gesprächsbereitschaft!

Heinz Kienzl: Tonbandaufzeichnungen vom 6.Juli 2005 und 28. März 2006
Ludwig Kolin: Video-Aufzeichnung vom 29. April 2003, Tonbandaufzeichnungen und weitere Gespräche vom 6. November 2004, 27. Januar und 17. Oktober 2005, 5. und 14. April 2006, 19 Mai 2006
Otto Stanek: Videoaufzeichnung vom 29. April 2003, Video- und Tonbandaufzeichnungen vom 30. Juni 2005, 30. März 2006, Gespräche, z.T. Tonband 24. Mai 2006

Heinrich Holub: Gespräche vom 11. und 19. April 2006
Walter Winterberg: Gespräche vom 19. April und 23. Mai 2006
Eduard Steiner: Gespräche vom 27. März und 25. Mai 2006

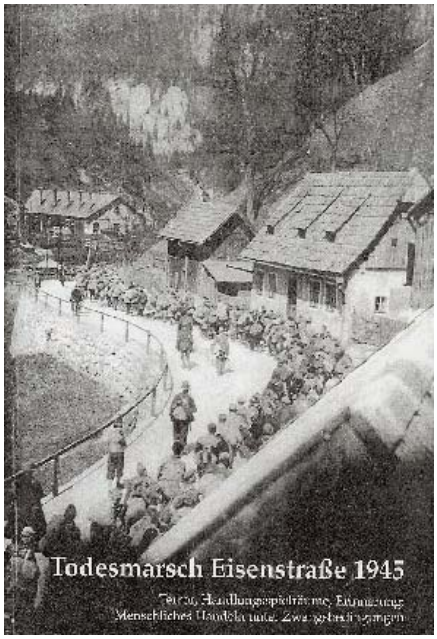
Anmerkungen

[1] Im militärischen Bereich an der untersten Stufe stehend, eine Art Dienstbote; vergleiche Schakl, Schani
[2] Teil von Ottakring (16. Wiener Gemeindebezirk)
[3] andersfarbiger Besatz auf dem Kragen einer Uniform
[4] Die Zwangsverpflichteten in der TN wurden TN-Männer (TNM) oder TN-Helfer, auch Nothelfer, genannt.
[5] Der Standort liegt heute im Gemeindegebiet von Kottingbrunn.
[6] Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH
[7] Konzentrationslager Mauthausen
[8] Gespräche mit Martha Gammer (April und Mai 2006) sowie Korrespondenz mit Ing. Rudolf Haunschmied (Mai 2006), beide Gusen Memorial Committee im Arbeitskreis für Heimat-, Denkmal- und Geschichtspflege, St. Georgen an der Gusen. Vergleiche Marek Orski, The Last Days of the Mauthausen-Gusen Camp, Wydawnictwo Gdanskie; Gdansk 2005
[9] ein großer, kräftiger Mann
[10] lt. M. Gammer
[11] 30. April 1945
[12] Susanne Kirchner, Fritz Weber, Die ersten zehn Jahre. Der wirtschafts- und gesellschaftspolitische Diskurs in der Besatzungszeit, ÖGB Verlag; Wien 2005
[13] Kirchner/Weber, Seite 45
[14] Es besteht kein Zusammenhang mit dem KZ-Nebenlager „Linz II“, vielmehr handelt es sich um eine für die meisten Vorgänge betreffend die St. Georgener Stollen („Berkristall“) verwendete Tarnadresse; das erklärt, wieso „Bergkristall“ von der amerikanischen Aufklärung unter „Linz II“ geführt wurde.(lt. R. Haunschmied)
[15] sehr nachlässig arbeiten, in der Arbeitszeit untätig sein
[16] 29./30.9.1938
[17] OKW Az. 12 b WFA/L II a Nr. 2380/38
[18] Gerhard Grün, 80 Jahre NORMA Messtechnik, Begleitbroschüre zur Ausstellung, Bezirksmuseum Simmering, Wien 2003, Seite 10
[19] Teil des 13. Bezirks Hietzing
[20] Bezeichnung für unverbautes Gelände, wo von der Bevölkerung Gemüse angebaut werden durfte; wurde v.a. von in der Nähe wohnenden bedürftigen Menschen genutzt.
[21] NS-Bezeichnung für die Gesamtheit der Arbeiter und Angestellten eines Betriebs (statt: Belegschaft)
[22] Essen, Verpflegung
[23] abfälliger Ausdruck für Tscheche, Böhme
[24] Artikel im KURIER vom 17.5.2000, Seite 3
[25] Person mit einem Dienstgrad – die zwangsweise eingesetzten Wiener Tschechen und Wiener „Mischlinge“ hatten keinen.
[26] Schulterstück, Schulterklappe: bei Uniformen zur Kennzeichnung von Dienstgraden
[27] Feldmütze
[28] Schuppen
[29] Bub, Bursch
[30] Vergleiche Herbert Exenberger, Heinz Riedel, Militärschießplatz Kagran, DÖW, Wien, 2003, Seite 24f. Zum zusätzlichen Vorwurf der Fahnenflucht siehe nachstehend
[31] Vergleiche Bericht von Heinz Kienzl
[32] Südmähren und Südböhmen waren auf Grund des Münchner Abkommens den Gauen Nieder- und Oberdonau zugeschlagen worden, somit gehörte u.a. die Stadt Znaim (Znojmo) zur „Ostmark“.
[33] Siehe „Betrifft Widerstand“ Folge 46/11/1999 Seite 32f
[34] Die Rede ist von den zahlreichen Stollen, die bei Ebensee von KZ-Häftlingen unter Anleitung ziviler Fachkräfte gegraben und gesprengt worden sind (Tarnbezeichnung „Zement“). Der erwähnte Stollen der Wehrmacht hingegen befand sich am anderen Ufer des Traunsees und war ein schon bestehender, einzelner Stollen.
[35] aufdrehen: sich in Szene setzen
[36] Willi Weinert, „Mich könnt ihr löschen, aber nicht das Feuer“, Wiener Zentralfriedhof – Gruppe 40,Verlag Alfred Klahr Gesellschaft, Wien 2004
[37] Markus Purkhart in: Oliver Rathkolb, Florian Freund (Hg.), NS Zwangsarbeit in der Elektrizitätswirtschaft der „Ostmark“, 1938 – 1945, Böhlau Verlag, Wien – Köln – Weimar, 2002, Seite 224

Rezensionen

Heimo Halbrainer / Christian Ehetreiber (Hg.)

Todesmarsch Eisenstraße 1945.
Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen
Clio: Graz 2005 ISBN 3-9500971-9-8



Die Todesmärsche der ungarischen Juden zu Kriegsende stellen ein noch wenig beleuchtetes unrühmliches Kapitel österreichischer Mitwirkung an der Judenverfolgung dar. Ein besonders schreckliches Beispiel eines Massakers ist die Ermordung von über 200 Jüdinnen und Juden am Präbichl an der steirischen Eisenstraße.

Tausende ungarische Jüdinnen und Juden wurden unter dem Hintergrund der heranrückenden Roten Armee zu Fuß auf den so genannten „Todesmärschen" in Richtung Mauthausen deportiert. Zur „Bewachung" wurden auch Männer des Volkssturms abkommandiert, manche dieser Männer wurden unter den Zwangsbedingungen zu Massenmördern.
Ausgehend von der regionalen Geschichtsaufarbeitung findet sich in diesem Buch das Historische in einem breiten Kontext wieder. Gleichsam als roter Faden steht über den Beiträgen die Beispielhaftigkeit eines solchen Massakers. Wie im Vorwort betont wird, enthielte der Massenmord 1945 „all jene zeitgeschichtlich und sozialwissenschaftlich zu analysierenden Versatzstücke, die uns in sämtlichen Fälle weltweit verbreiteter Verbrechen gegen die Menschlichkeit [...] unentwegt als ‚weitgehend ähnliche Universalmuster unmenschlichen Handelns' begegnen.

Die Publikation ist in vier Teile gegliedert. Zunächst gibt es einen Überblick über das mehrjährige Gedenkprojekt „Spurensuche Todesmarsch Eisenstraße 1945" und über die Errichtung des Mahnmals am Präbichl gemeinsam mit Schülern in Eisenerz.
Einen wesentlichen Punkt bilden die geschichtlichen Beiträge. Eleonore Lappin liefert die zeitgeschichtlichen Hintergründe der Todesmärsche, Heimo Halbrainer beleuchtet die Rechtssprechung nationalsozialistischer Verbrechen im Zusammenhang mit dem Todesmarsch nach 1945. Heidemarie Uhl erörtert die Topographie des „steirischen Gedächtnisses" anhand der Denkmallandschaft von Eisenerz.
Dem Aspekt des menschlichen Handels unter Zwangsbedingungen ist der nächste Absatz gewidmet. Ein Interview mit dem Philosophen Peter Strasser spannt den Bogen von den Fragen „Wie war das möglich?" über „Wieso ist das immer noch möglich?" zu der Frage „Wie wird das nicht mehr möglich?", wo Strassers Wortmeldungen nicht an Aktualität mangeln. Besonders dieses Gespräch spricht zentrale Punkte von humanistischer Vermittlungs- und Erinnerungsarbeit im Zusammenhang mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und darüber hinaus an. Verschiedene Aspekte des Außerachtlassens von Handlungsspielräumen unter psychologischen Gesichtspunkten betrachtet Egon Christian Leitner, die Experimente Milgrams und Dörners verdeutlichen den immer aktuellen Aufruf zu Zivilcourage und kritischem Überdenken von Gruppenentscheidungen. Drei Aufsätze zum Thema „Erinnern" beschließen diesen Abschnitt, der versucht, einer „Erinnerungsarbeit" Perspektiven und Grundlagen zu geben. Erwähnt sei hier der Aufsatz von Peter Gstettner, der dies am konkreten Beispiel „Todesmarsch Eisenstraße" aufzeigt.
Heimo Halbrainer widmet sich schlussendlich dem positiven Ausnützen von „Handlungsspielräumen" im Zusammenhang mit dem Todesmarsch – den stillen Helden dieser Zeit. Den Abschluss des Buches bildet die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Todesmarsch in Form eines Theaterstückes von Judita Hruza und dem Denkmalprojekt der Schulen Eisenerz', das auch mit Fotos dokumentiert ist.
„Todesmarsch Eisenstraße 1945" ist eine interessante Dokumentation eines erfolgreichen Stücks Erinnerungsarbeit, die nicht nur im Historischen und Einmaligen verhaftet bleibt, sondern unter humanistischer Perspektive grundlegende Aspekte gelingender Erinnerung aufzeigt.

(Micha Sengschmid)

Katharina Wegan

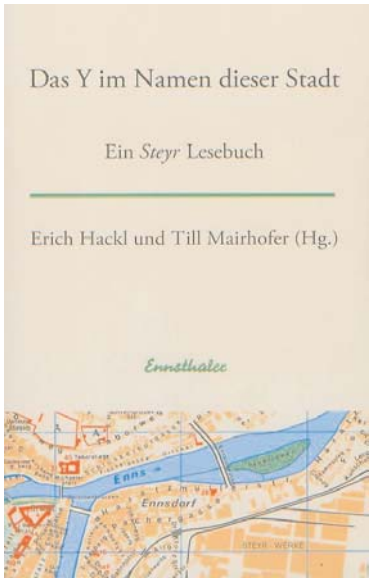
Monument. Macht. Mythos
Frankreich und Österreich im Vergleich nach 1945.Studien Verlag: Innsbruck 2005.
ISBN 3-7065-1935-6

Das Denkmal als „Drehpunkt“ der Erinnerung im öffentlichen Raum ist Gegenstand der Studie von Katharina Wegan, die einen äußerst ambitionierten Vergleich zwischen der Erinnerungskultur Österreichs und Frankreichs nach 1945 wagt. Monumente mit den dazugehörigen Gedächtnisritualen stehen bisweilen in Konkurrenz zueinander, werden von verschiedenen Erinnerungsgemeinschaften gesetzt, mit dem Bemühen einschneidende Ereignisse im kollektiven Gedächtnis zu verankern bzw. zu konservieren. Das „soziale Langzeitgedächtnis“ beider Länder formte nach 1945 politische Mythen aus, Vergangenheitsnarrative, die in Frankreich um die Résistance, in Österreich um die Opferthese kreisten. Wegan untersucht die zentralen Gedächtnisorte („lieux de mémoire“), betrachtet sie dabei innerhalb ihrer länderspezifischen kulturellen Settings und weist Berührungspunkte in den Erinnerungslandschaften auf.

Ausgehend von den Topoi „Tod“ und „Heimkehr“ beschäftigt sich die Arbeit zunächst mit den Kriegerdenkmälern bzw. „monuments aux morts“. Das Gefallenengedenken orientierte sich vor allem in Frankreich nach 1945 weitgehend am Ersten Weltkrieg, so wurde die Formel „mort pour la France“ auf allen Denkmälern übernommen. Es handelt sich um einen Ehrentitel, der u.a. den Hinterbliebenen materielle und moralische Unterstützung in Form einer Rente und hohen Ansehens zusichert. Dieser Titel wurde nicht nur Soldaten, sondern auch WiderstandskämpferInnen, Deportierten und zivilen Kriegsopfern verliehen. Allerdings trug man diesbezüglich 1945 auch dem Vichy-Regime Rechnung, das die Formel für Soldaten vergeben hatte, die bei der Bekämpfung von WiderstandskämpferInnen umgekommen waren.
Zwei weitere Kapitel befassen sich mit den jeweiligen Befreiungs- bzw. Selbstbefreiungsnarrationen, sowie den Widerstandserzählungen, welche speziell in den Monumenten für die Opfer des Widerstands gefestigt wurden. Hier nahmen in Frankreich die politischen Deportierten eine besondere Stellung ein. Die Deportation wurde kausal mit dem Widerstand verknüpft gedacht. Die Ex-Deportierten erschienen im Gedächtnis als „résistants déportés“. Die jeweiligen Erinnerungsorte erfuhren dabei unterschiedliche Kodifizierungen, welche die sich abzeichnende Konkurrenz zwischen gaullistischem und kommunistischem Gedächtnis wiederspiegeln.
Das Kapitel „Umbrüche“ widmet sich abschießend dem jüdischen Gedächtnis. Wegan zeichnet darin nach, wie die Shoa Teil eines transnationalen kollektiven Erinnerung wurde. Der 1956 in Paris eingeweihte „Mémorial du Martyr juif inconnu“ ordnete das jüdische Gedächtnis noch der republianisch-französischen Erzählung unter. Ein emanzipiertes Shoah-Bewusstsein bestand noch nicht. Die jüdischen Opfer sollten in das französische Langzeitgedächtnis eingeschrieben werden. Folglich wurden sie „Seite an Seite mit ihren nicht-jüdischen Landsleuten als ‚morts pour la France’ geehrt.“
Insgesamt werden die Prozesse der Denkmalkultur und der Gedächtnispolitik in dieser Arbeit transparent und sachlich dargestellt. Den Leser /die Leserin erwartet eine aufschlussreiche, mitunter spannende Kulturstudie zweier Länder. (A. Schmoller)

Erich Hackl und Till Mairhofer (Hg.)

Das Y im Namen dieser Stadt.
Ein Steyr Lesebuch
Ennsthaler Verlag: Steyr 2006.
ISBN: 3-85068-646-9



„Wir wollten die Stadt, in der wir aufgewachsen sind, mittels Erzählungen, Berichten und Gedichten erkunden, durchqueren, umrunden, vermessen…“, so Erich Hackl. Dieses Ansinnen ist den Herausgebern ungemein gut gelungen.
Steyr ist eine Stadt, die in ihrer jahrhundertelangen Existenz Aufschwünge und Niedergänge erlebte, wirtschaftliche Blüte wurde von sozialen Notlagen, Arbeitslosigkeit und Faschismus abgelöst, die in eine gewisse Widerständigkeit eines Großteils der Menschen mündeten.
Annähernd 50 Autoren und Autorinnen haben „ihre“ Stadt nicht stilisierend verklärt, nicht beschönigt, was nicht zu beschönigen ist, sie erzählen und berichten, lyrisch, literarisch, dokumentierend, aus unterschiedlichen Perspektiven. Dass Steyr immer eine sehr „politische“ Stadt war und dort eine selbstbewusste Arbeiterschaft lebte, kommt in fast allen Texten zum Ausdruck., bei Anna Seghers etwa, Franz Kain, Otto Leichter, Ernst Fischer und anderen.
Es gab auch ein jüdisches Steyr, bis 1938, und ein nationalsozialistisches Steyr, mit einem Konzentrationslager. Dass diese Tatsachen nicht vergessen sind, ist Waltraud Neuhausen und Karl Ramsmayr zu verdanken, deren Texte neben den Erinnerungen des russischen KZ Überlebenden Wladimir M. Berimez ebenfalls Platz im „Steyr Lesebuch“ gefunden haben.
Die Herausgeber haben die Texte so gewählt, dass dem Leser rasch bewusst wird: das, was Steyr heute repräsentiert, resultiert aus seiner Vergangenheit. Das Buch ist somit auch eine überaus empfehlenswerte literarische Spurensuche, die in der Gegenwart beginnt und tief in die Vergangenheit eindringt.

Clare Parker

Klaras Geschichte.
BMI: Wien 2006
ISBN: 3-9500867-6-5 (Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen „Mauthausen-Erinnerungen“, Band 1)

Da gerade persönliche Erinnerungen an Vertreibung und Vernichtung in der Zeit des Nationalsozialismus von unschätzbaren Wert sind, wurde vom Bundesministerium für Inneres parallel zu den wissenschaftlichen „Mauthausen-Studien“ die Schriftenreihe „Mauthausen-Erinnerungen“ ins Leben gerufen. Diese Reihe soll durch Subjektivität und die emotionale Komponente der Berichte besonders die Jugend ansprechen, durch das Mitfühlen und Miterleben Erinnerung bewahren.
Clare Parker wurde als Klara Hochhauser 1932 in der Nähe von Budapest geboren. Schon als Volksschulkind erlebt sie die Repressalien und Demütigungen gegenüber den Juden. Im Zuge der systematischen Vertreibung und Vernichtung der Juden wird sie als Zwölfjährige gemeinsam mit ihrer Mutter nach Auschwitz deportiert. Nach Selektionen und Appellen in Auschwitz-Birkenau wird Klara schließlich in das Mauthausen-Außenlager Lenzing deportiert. Dort schuftet sie in der Fabrik der „Lenzing Zellwolle AG“. Von dem Schmerz, den tragischen Tod der Mutter zu verkraften, aber auch vom unbeschreiblichen Glück der Befreiung erzählt Clare Parker. Klara trifft den in Buchenwald befreiten Vater wieder und beginnt sich in Ungarn eine neue Existenz aufzubauen. Während des ungarischen Volksaufstandes fliehen Vater und Tochter über Österreich nach London, wo der Vater an den Spätfolgen seiner KZ-Haft stirbt. Erst 1977 erlangt sie, nun als Clare Parker, Gewissheit über den Tod der Mutter und beginnt ihre Vergangenheit aufzuarbeiten. Ergebnis ist dieses kleine Buch, das Geschichte aus persönlicher Sicht erfahrbar macht.

Veranstaltungsrückblick

v.l.n.r. Rudolf Haunschmid, Margit Kain, Hans Hautmann

„VOM LEBEN ZUM ÜBERLEBEN“ – FRAUEN AUS DEM KZ RAVENSBRÜCK ERZÄHLEN

Am 16. März war das Zeitgeschichte Museum Schauplatz einer Filmvorführung mit Zeitzeugengespräch. Die vom Frauenforum Salzkammergut und der Fraueninitiative „fiftitu%“ organisierte Veranstaltung trug dem zahlreichen Besuch Rechnung. Der Film von Bernadette Dewald und Gerda Klingenböck gab der Erinnerung an das KZ Ravensbrück Raum. In berührenden Interviews erzählten sechs Frauen von ihren Erfahrungen in den Konzentrationslagern und ihrer ganz persönlichen Lebensgeschichte und gaben so den Geschehnissen Namen und Gesicht. Im Anschluss an den Film standen die Ravensbrück-Überlebende Irma Trksak und die Soziologin Mag.[a] Brigitte Halbmayr zum Gespräch zur Verfügung.

„WER WAREN DIE 999ER?“

Dieser Frage ging eine Sonderausstellung im ZGM von 21.März bis Ende April nach. Die Strafkompanie 999 bildete sich großteils aus zwangsrekrutierten Antifaschisten, die der deutschen Wehrmacht in aussichtslosen Kämpfen als „Kanonenfutter“ dienten. Einen Schwerpunkt der Ausstellung bildeten Briefe und Dokumente des Goiserer Widerständlers Franz Kain, der auch ein 999er war. Franz Kain, wegen Verteilens von illegalen Flugblättern verhaftet und zwangsrekrutiert, konnte nach seiner Kriegsgefangenschaft in Amerika als Schriftsteller und Journalist im deutschsprachigen Raum Fuß fassen. In einem gut besuchten Themenabend zur Sonderausstellung waren Briefe und Gedichte Kains, gelesen von seiner Witwe Margit, zu hören. Weiters erläuterte Univ.Prof.Dr. Hans Hautmann in einem geschichtlichen Vortrag Hintergründe der Strafkompanie. Als Zeitzeuge der 999-er sprach Rudolf Haunschmid, Ehrenvorsitzender des KZ-Verbandes OÖ, über seine Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg.

Zeitzeugen an der Schule: Oktober 2006

Vom 16. -20. Oktober werden zwei Holocaust-Überlebende aus Prag in Ebensee sein, die als Zeitzeugen für Gespräche in den Schulen der Region zur Verfügung stehen.
Michaela Vidlakóva: war als jüdisches Kind mit ihren Eltern im Ghetto Theresienstadt.
Artur Radvansky: war als Jude im tschechischen Widerstand, wurde in 6 Konzentrationslager deportiert: Buchenwald, Sachsenhausen, Ravensbrück, Auschwitz, Mauthausen, Ebensee.
Ein (zweistündiger) Besuch der beiden Zeitzeugen kann über das Zeitgeschichte Museum organisiert werden. Es wird um rechtzeitige Kontaktaufnahme ersucht: Tel.: 06133 5601